



■ Wirtschaft ist Care. Was sonst?

Das Thema Care ist inzwischen ziemlich in. Man könnte schon fast sagen: Alle reden über Care. Das freut mich natürlich irgendwie. Denn mich begleitet Care seit den 1980er Jahren. Genauer: seit dem Erscheinen des Buches „Die andere Stimme“ von Carol Gilligan im Jahr 1982 (deutsch: 1984).¹ Damals diskutierten wir in der Theologischen Fakultät Zürich heftig darüber, ob unsere gesamte Konzeption von Ethik verkehrt war, weil sie auf „Normen und Werten“ statt auf „gelingenden Beziehungen“ aufbaute. Das Schlüsselwort für eine alternative, beziehungsorientierte Ethik hieß: Care.

Ein anderer Diskussionsstrang war die „feministische Hausarbeitsdebatte“. Schon in den 1970er Jahren fanden Sozialwissenschaftlerinnen, unter ihnen wenige Ökonominen, heraus, dass es da ein riesiges Arbeitsvolumen gab, das kaum beachtet wurde. Damals nannte man es noch „Hausarbeit“ und sprach ungeschützt von „Hausfrauen“, noch ohne Genderstern. Wir forderten schon damals, die gesamte Ökonomie neu zu denken und dabei die unbezahlte Arbeit einzubeziehen. Wir fingen an, diese Arbeit „Reproduktion“ zu nennen, anschließend an die marxistische Terminologie. Ein wichtiger Erfolg dieser Phase war, dass viele Staaten anfangen, 1 Carol Gilligan, Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau, München 1984.

die unbezahlte Arbeit statistisch zu erfassen, zum Beispiel in Form von Zeitbudgetstudien oder Satellitenkonten. Vorletztes Jahr, im November 2017, haben wir in der Schweiz „Zwanzig Jahre Datenerhebung zur unbezahlten Arbeit“ gefeiert.

Irgendwann trafen sich die Debatten über Care-Ethik und „Reproduktionsarbeit“. Wir gewöhnten uns an, die un- und unterbezahlte Arbeit, die wir jetzt beziffern konnten, nicht mehr „Reproduktionsarbeit“, sondern „Care-Arbeit“ zu nennen. Warum? Weil wir entdeckten, dass hinter dem Begriff der Re-Produktion ein seltsamer Begriff von Produktivität steckt: Bin ich denn nur produktiv, wenn ich zählbare, kaufbare Dinge herstelle? Bin ich nicht auch produktiv, wenn ich für das Leben arbeite, wenn ich pflege und nähre, wenn ich neue Menschen in die Welt bringe? Der Begriff „Care“ drückte all dies Positive, was wir mit den offiziell missachteten Wirtschaftssektoren verbanden, viel besser aus als „Reproduktion“. So ist es bis heute geblieben, für mich jedenfalls. Inzwischen gibt es etwas, das man mit guten Gründen eine weltweite Care-Bewegung nennen kann.

Wirtschaft ist Care: der Verein

Wir haben in der Schweiz vor drei Jahren einen Verein gegründet, der „Wirtschaft ist Care“ heißt.² Genau 2 <https://wirtschaft-ist-care.org>

Inhalt

■ Artikel

Ina Praetorius Wirtschaft ist Care ...	73
Hans-Gerhard Koch Mundart ist gut für's Gemüt	79
Simon Wiesgickl Das Alte Testament als deutsche Kolonie	80
Ingolf Scheibe-Winterberg Jedes Kaff ein Pfaff!	83

■ Verein

Gemeinsame Stellungnahme der Berufsgruppen Ordinationsjubiläum	86 88
--	----------

■ update 2

Martin Vahrenhorst Kult und Kaiphas	88
--	----

■ Liebe Leserin ...	93
---------------------	----

■ Korrektur	94
-------------	----

■ Aussprache	94
--------------	----

■ Bücher	94
----------	----

■ Hinweis	96
-----------	----

■ Fortbildungen	97
-----------------	----

■ Freud und Leid	99
------------------	----

■ Letzte Meldung	100
------------------	-----

■ Impressum	100
-------------	-----

so wie der Essay, den ich im Jahr 2015 im Auftrag der Heinrich Böll-Stiftung geschrieben habe.³ Der Denk- und Handlungsansatz, der hinter diesen drei Wörtern „Wirtschaft ist Care“ steckt, bedeutet für mich einen wichtigen Schritt vorwärts in der Care-Politik:

- Wir verabschieden uns von der Bittstellerinnenmentalität.

- Wir hören auf, die unbezahlte Care-Arbeit als einen Sektor oder gar ein Randphänomen zu betrachten, das um die Aufnahme in eine ökonomische Theorie und Praxis bettelt, die im Wesentlichen gleich weiter funktioniert.

- Wir stellen Care in die Mitte der Ökonomie. Denn da gehört Care hin. Ohne Care, ohne Fürsorge gibt es nämlich keine Menschen, und ohne Menschen braucht es keine Wirtschaft. Care ist das Zentrum allen Wirtschaftens.

Diese Neuorientierung bedeutet, dass wir die Definitionsmacht übernehmen. Wir lassen uns nicht mehr von irgendwelchen Experten vorschreiben, was Ökonomie ist, sondern wir fangen vorne an, mit der Frage: Was ist Wirtschaft? Was verstehen wir darunter? Welche Wirtschaft wollen und brauchen wir, damit Milliarden menschliche Würdeträgerinnen und Würdeträger⁴ auch in Zukunft noch ein gutes Leben im begrenzten Lebensraum Erde haben können.

Fangen wir also mit dieser Frage an: Was ist Wirtschaft? Und entwickeln wir von hier aus unsere Weltsicht.

³ <https://www.boell.de/de/2015/02/19/wirtschaft-ist-care-oder-die-wiederentdeckung-des-selbstverstaendlichen>
⁴ Art. 1 Abs. 1 GG: Die Würde des Menschen ist unantastbar.

Wirtschaft: Praxis und Theorie der Bedürfnisbefriedigung

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, die Frage zu beantworten: Man kann zum Beispiel in Lexika oder Lehrbüchern nach gängigen oder offiziellen Definitionen von Ökonomie suchen. Heute schauen wohl die meisten Leute zuerst bei Wikipedia nach. Da steht:

„Wirtschaft oder Ökonomie ist die Gesamtheit aller Einrichtungen und Handlungen, die der planvollen Befriedigung der Bedürfnisse dienen...“⁵

An dieser Definition wird deutlich, dass es für die Aktivität „Wirtschaft“ oder „Wirtschaften“ ein einziges klares Ziel gibt, nämlich: die „Befriedigung der Bedürfnisse“. (Wessen Bedürfnisse genau, das steht allerdings nicht da.) Zum Anderen ist hier gesagt, dass „Wirtschaft“ und „Ökonomie“ im Deutschen synonym gebraucht werden. Das bringt uns auf eine weitere mögliche Art, unsere Frage zu beantworten: die Etymologie. Was bedeutet denn „Ökonomie“ wörtlich aus dem Altgriechischen übersetzt? Und was das deutsche Pendant „Wirtschaft“?

Der Begriff „Ökonomie“ setzt sich aus zwei Wörtern zusammen: oikos und nomos. Oikos bedeutet Haus oder Haushalt, nomos bedeutet Gesetz oder Lehre. Die Oiko-Nomia ist also die Lehre vom Haushalten, genauer: vom guten, zweckmäßigen Haushalten. Und was bedeutet das deutsche Wort „Wirtschaft“ ursprünglich? Im Süden des deutschen Sprachraums können wir diese Frage noch alltagssprachlich beantworten: Eine Wirtschaft ist ein Restaurant. Und ein Wirt, eine Wirtin ist jemand, der oder die Menschen empfängt, verköstigt, unterbringt, kurz: der oder [5 https://de.wikipedia.org/wiki/Wirtschaft](https://de.wikipedia.org/wiki/Wirtschaft)

die menschliche Bedürfnisse nach Schutz, Nahrung und Wohnung befriedigt. Womit wir bei derselben Grundbedeutung angekommen wären: Es geht um Bedürfnisbefriedigung.

Tatsächlich gibt es keine nicht-bedürftigen Menschen. Alle Menschen sind fürsorgeabhängig, vom ersten bis zum letzten Tag ihres Lebens. Die Unterschiede zwischen uns bestehen bloß darin, dass wir mehr oder weniger Mittel – also heute vor allem: Geld – zur Verfügung haben, um unsere Bedürfnisse zu befriedigen.

„Bloß“ ? Tatsächlich: Die Unterschiede zwischen den Menschen, was ihren Geldbesitz angeht, sind zur Zeit riesig: Laut einer aktuellen Studie der Entwicklungsorganisation Oxfam besitzen heute acht Männer mehr als die ärmere Hälfte der Weltbevölkerung.⁶ Trotzdem gilt: Alle sind geburtlich, alle sind sterblich, alle sind bedürftig und verletzlich. Nur deshalb braucht es Wirtschaft als „Gesamtheit aller Einrichtungen und Handlungen, die der planvollen Befriedigung der Bedürfnisse dienen“.

Oder mit den Worten von Günter Ashauer:

„Es ist Aufgabe der Wirtschaftslehre zu untersuchen, wie die Mittel zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse am sinnvollsten hergestellt, verteilt und ge- oder verbraucht werden.“⁷

Schließlich die Definition von Peter Ulrich:

⁶ <http://www.presstv.ir/Detail/2017/01/16/506379/Oxfam-Bill-G-William-Gates-Amancio-Ortega-Warren-Buffett-Carlos-Slim-Jeff-Bezos-Mark-Zuckerberg-Larry-Elison-Michael-Bloomberg>
⁷ Günter Ashauer, Grundwissen Wirtschaft, Stuttgart 1973, 5.

„Arbeitsteiliges Wirtschaften ist eine gesellschaftliche Veranstaltung zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse der Lebenserhaltung und der Lebensqualität“⁸

Ich fasse ein erstes Mal zusammen: Die Begriffe „Wirtschaft“ und „Ökonomie“ sind im Deutschen annähernd gleichbedeutend. Es geht nach allgemein anerkannter Definition dabei um die Praxis, menschliche Bedürfnisse zu befriedigen. Und um die dazugehörige Lehre: also die Theorie oder Wissenschaft, die sich mit dieser Praxis befasst.

Wirtschaft: Praxis und Theorie geldvermittelter Tauschakte

Wenn man verstehen will, was Wirtschaft ist, gibt es, drittens, noch die Möglichkeit, an sich selbst zu testen, wie man die Wörter „Wirtschaft“ oder „Ökonomie“ gebraucht. Welche Bilder tauchen vor unserem inneren Auge auf, wenn wir den Satz hören:

„Zu diesem Podiumsgespräch ist ein Vertreter der Wirtschaft eingeladen.“ ?

Wenn wir die allgemein akzeptierte Definition von Ökonomie ernst nehmen, dann könnten uns bei diesem Satz ganz verschiedene Menschen einfallen, zum Beispiel: Lehrer, Hausfrauen, Managerinnen, Ärztinnen, Kindergärtner, Bäuerinnen, Polizisten und so weiter. Denn alle diese Leute befriedigen in ihren Alltagsmenschlichen Bedürfnissen nach Nahrung, Gesundheit, Bildung, Sicherheit, Geborgenheit und so weiter.

Was kommt mir aber tatsächlich in den Sinn, wenn ich höre: „Zu diesem Podium ist ein Vertreter

⁸ Peter Ulrich, Integrative Wirtschaftsethik, Grundlagen einer lebensdienlichen Ökonomie, Bern/Stuttgart/Wien, 4. Vollständig neu bearbeitete Auflage 2008, 11.

der Wirtschaft eingeladen.“? Zunächst: ziemlich sicher keine Frau. Und wenn, dann keine Hausfrau, sondern eine Managerin. Aber doch eher ein weißer Mann im besten Alter, im gepflegten Anzug. Also ein Mensch, dem ich zwar nicht ansehe, ob er Bedürfnisse befriedigt und welche, der aber ziemlich sicher in seinem Alltag gewohnheitsmäßig größere Geldmengen bewegt und dessen wesentliche Kompetenz darin besteht, mit Geld umzugehen, und zwar nicht nur mit einem normalen Lohn, der monatlich auf seinem Konto eintrifft, sondern mit viel Geld. Ein „Vertreter der Wirtschaft“ ist also das, was man eine „Führungskraft“ nennt. Einer, dem wir eine gewisse Ehrfurcht entgegenbringen, und zwar weniger, weil er unsere Bedürfnisse befriedigt, sondern weil er Macht hat. Geldmacht. Und mit hoher Wahrscheinlichkeit hält er sich zuhause eine Ehefrau und/oder Bedienstete, die sein Essen kochen, „seine“ Kinder hüten, seine Hemden bügeln und sein Klo putzen.

Zu dieser Vorstellungswelt passt nun der folgende Tatbestand: Die Ökonomen, die Wirtschaft auf den ersten Seiten ihrer Lehrbücher als Praxis und Theorie der Bedürfnisbefriedigung definiert haben, sprechen in denselben Büchern ungefähr ab Seite zwei nur noch vom Geld, genauer: von geldvermittelten Tauschakten. Also von Aktivitäten oder Dingen, die zwar möglicherweise Bedürfnisse befriedigen, deren gemeinsames Kennzeichen aber darin besteht, dass sie gegen Geld getauscht werden. Das entscheidende Kriterium, ob etwas in ein Lehrbuch zur Ökonomie gehört, ist ab Seite zwei also, ob es in den Geldkreislauf einbezogen ist. Oder mit anderen Worten: die Herstellung von Waffen, Giften, Unterhosen oder Finanzprodukten gilt selbstverständlich als Wirtschaft, die Herstellung eines Mittagessens zuhause nicht. Einen kran-

ken Menschen im Krankenhaus zu pflegen, ist Ökonomie, ihn zuhause zu pflegen hingegen nicht. Der spektakuläre Themawechsel, der sich zwischen Seite eins und Seite zwei unseres Lehrbuchs vollzieht, wird interessanterweise kaum je begründet.

Was ist dann aber Kochen oder Pflegen zuhause? Für den Mainstream-Ökonomen heißen solche Dienstleistungen zum Beispiel „Familie“ oder „Intimsphäre“ oder „Privatsphäre“ oder „Konsum“ oder „vorökonomische Gemeinschaftsform“ oder bestenfalls „unbezahlte Dienstleistung“.⁹ Auch wenn niemand bestreiten kann, dass Kochen und Pflegen auch zuhause Bedürfnisse befriedigen. Die Ökonomen scheinen sich darauf zu verlassen, dass niemand nachfragt, warum nur Tätigkeiten, die gegen so genannte „finanzielle Anreize“ verrichtet werden, als Ökonomie gelten, Gratisleistungen aber nicht oder nur ganz am Rande.

Der Verein WiC hat im Jahr 2017 eine Umfrage bei allen wirtschaftswissenschaftlichen Fachbereichen der deutschsprachigen Schweiz durchgeführt. Wir wollten wissen, was zur unbezahlten Bedürfnisbefriedigung geforscht und gelehrt wird. Einige der Angeschriebenen haben unsere Frage bis heute nicht beantwortet. Andere haben sie nicht verstanden. Sie haben uns Forschungsprojekte aus dem Bereich „Freiwilligenarbeit“ aufgelistet, also zum Beispiel über Gremienarbeit oder Fußballclubs. Die einzige Frau unter den Angeschriebenen hat geantwortet, sie verstehe gut, dass uns diese Frage interessiert, und sie würde auch gern darüber forschen. Es sei aber unmöglich, dafür Forschungsgelder aufzutreiben.

⁹ Vgl. dazu den analogen Begriff der „vorpolitischen Gemeinschaftsformen“ bei Helmut Thielicke, Theologische Ethik II/1, Tübingen 1986, 288.

Der Umfang der unbezahlten Arbeit

Als Nächstes frage ich: Wie groß ist dieses Arbeitsvolumen, das die Mainstream-Ökonomie nicht sehen will und das wir in die Mitte stellen. Ich beantworte diese Frage für die Schweiz, weil ich in der Schweiz lebe. Die Verhältnisse in Deutschland und global sind aber vergleichbar.

Ich zitiere aus einer Presseerklärung des Statistischen Bundesamtes vom 11. Dezember 2017:

„9,2 Milliarden Stunden sind im Jahr 2016 in der Schweiz unbezahlt gearbeitet worden. Das ist mehr als für bezahlte Arbeit aufgewendet wurde (7,9 Milliarden Stunden). Die gesamte im Jahr 2016 geleistete unbezahlte Arbeit wird auf einen Geldwert von 408 Milliarden Franken geschätzt... Die Frauen übernehmen 61,3% des unbezahlten Arbeitsvolumens, die Männer 61,6% des bezahlten Arbeitsvolumens. Die Hausarbeiten (ohne Betreuungsaufgaben) machen mit 7,1 Milliarden Stunden gut drei Viertel des Gesamtvolumens an unbezahlter Arbeit aus (77%). Die Betreuungsaufgaben für Kinder und Erwachsene im eigenen Haushalt lassen sich mit 1,5 Milliarden Stunden pro Jahr beziffern (16% des Gesamtvolumens). Für Freiwilligenarbeit wurden 660 Millionen Stunden aufgewendet (7% des Gesamtvolumens)... Die Bruttowertschöpfung der privaten Haushalte macht 2016 nicht weniger als 41 Prozent der um die Haushaltsproduktion erweiterten Gesamtwirtschaft aus.“¹⁰

Weil Frauen nach wie vor den Löwenanteil der unbezahlten Care-Tätigkeiten übernehmen, müssten

¹⁰ <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/arbeits-erwerb/unbezahlte-arbeit.assetdetail.3882343.html>

sie, gemessen an ihrem tatsächlichen Arbeitsaufwand, weit mehr verdienen als Männer:

„Schweizer Frauen hätten nach diesen Berechnungen (im Jahr 2013) 241 Milliarden Franken verdient, die Männer immerhin noch 159.“¹¹

Der Denk- und Handlungsansatz „Wirtschaft ist Care“

Von solchen Fakten bis zum Namen unseres Vereins WiC und zum Titel dieses Vortrags „Wirtschaft ist Care, was sonst?“ ist es nun nicht mehr weit:

Es geht darum, in Theorie und Praxis eine Ökonomie auf den Weg zu bringen, die den Namen verdient. Eine Ökonomie also, die sich wieder um ihr Kerngeschäft, die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, zentriert: Eine Care-centered Economy.¹² Eine zukunftsfähige Wirtschaft. Eine Wirtschaft, die nicht nur sagt, sondern beherzigt, dass die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse ihre Mitte bildet. Und zwar die Befriedigung der Bedürfnisse von ungefähr siebeneinhalb Milliarden menschlichen Würdeträgerinnen und Würdeträgern, die mit unzähligen anderen Lebewesen den großzügigen und verletzlichen Lebensraum Erde bewohnen. Den Lebensraum, in dem auch noch zukünftige Generationen ein Leben in Würde führen wollen.

Ich frage: Wie ist es überhaupt zu dieser eigenartigen Zweiteilung der Wirtschaft in bezahlte und unbezahlte, beachtete und verschwiegene Sphären gekommen? Wenn wir nämlich wissen, wie etwas

¹¹ Seraina Kobler, Sie ist doch ein Schatz, in: NZZ vom 19.02.2015 <https://www.nzz.ch/schweiz/sie-ist-doch-ein-schatz-1.18487104>

¹² <https://www.boell.de/en/2015/04/07/care-centered-economy>

entstanden ist, dann ist es leichter, Auswege zu finden.

Die zweigeteilte symbolische Ordnung

In der „Politik“ des Aristoteles, geschrieben vor ungefähr 2 300 Jahren, steht:

Das Lebewesen besteht primär aus Seele und Leib, wovon das eine seiner Natur nach ein Herrschendes, das andere ein Beherrschtes ist. ... Denn die Seele regiert über den Körper in der Weise eines Staatsmannes oder Fürsten. Daraus wird klar, dass es für den Körper naturgemäß und zuträglich ist, von der Seele beherrscht zu werden. ... Gleichheit oder ein umgekehrtes Verhältnis wäre für alle Teile schädlich. ... Desgleichen ist das Verhältnis des Männlichen zum Weiblichen von Natur so, dass das eine besser, das andere geringer ist, und das eine regiert und das andere regiert wird. ... Auf dieselbe Weise muss es sich nun auch bei den Menschen im Allgemeinen verhalten. Diejenigen, die so weit voneinander verschieden sind wie die Seele vom Körper und der Mensch vom Tier (...), diese sind Sklaven von Natur, und für sie ist es, wie bei den vorhin genannten Beispielen, besser, auf die entsprechende Art regiert zu werden.⁽⁵³⁾ ... Es ist also klar, dass es von Natur Freie und Sklaven gibt und dass das Dienen für diese zuträglich und gerecht ist. ⁽⁵⁴⁾... Die Hausverwaltung ist eine Monarchie – denn jedes Haus wird von einem einzigen regiert –, die Staatsverwaltung ist dagegen eine Herrschaft über Freie und Gleichgestellte.¹³

Wenn ich diesen Schlüsseltext unserer westlichen symbolischen Ordnung graphisch darstelle, dann sieht das so aus:

¹³ Aristoteles, Politik, übersetzt und herausgegeben von Olof Gigon, München 1973, 53-56.

(Herr-)Gott
Mensch/Mann
Seele/Geist
Theorie/Kontrolle/Staat
Regieren
frei/gleichgestellt
Kultur
Herrschaft
Geist

Welt
Weibliches
Körper
Natur (nasci)
regiert werden
Leidenschaften/Gefühle
Praxis
abhängig/versklavt
Haus
Tier
Materie (Mater)

Mann verhält sich in dieser Ordnung zu Frau wie Geist zu Körper wie Freiheit zu Abhängigkeit wie Mensch zu Tier wie Kultur zu Natur wie Öffentlichkeit zu Privatheit und so weiter. Es besteht eine Ähnlichkeit zwischen Frau und Tier und Abhängigkeit und Körper etc. einerseits, zwischen Geist und Gott und Mann und Freiheit und Kontrolle etc. andererseits.

Interessant an den Wörtern Natur und Materie ist die Etymologie: Natur leitet sich vom lateinischen Verb nasci ab, das geboren werden bedeutet. Natur ist demnach alles, was wir nicht uns selbst verdanken, weil es uns vorgegeben ist. So wie wir auch uns selbst nicht uns selbst verdanken, weil wir Geborene sind. Materie leitet sich vom griechischen Wort meter ab, das Mutter bedeutet. Die Materie wird also analog zum unterworfenen, kontrollbedürftigen weiblichen Geschlecht gedacht, das stumm zu funktionieren und zu nähren hat und das Gegenteil von Geist ist.

Und jetzt zurück zum Thema Wirtschaft:

Die zweigeteilte Ordnung hat sich mit der europäischen Aufklärung nicht, wie man annehmen könnte, aufgelöst. Nur einige inhaltliche Zuschreibungen haben sich verschoben oder neu gebildet. Ich nenne nur die beiden wichtigsten: Erstens: Gott hat seinen Spitzenplatz mit der Säkularisierung verloren und wurde durch andere Spitzenkonzepte, vor allem „Vernunft“ und „Wissenschaft“ ersetzt. Zweitens: Die Ökonomie, die sich im antiken Weltbild in der niederen Sphäre befindet, weil die Befriedigung körperlicher Bedürfnisse als Frauen- und Sklav*innenarbeit galt, hat sich zweigeteilt. In der unteren, dienenden, funktionalen Sphäre befinden sich nach wie vor die Haushalte. In der oberen haben sich die Konzepte „Geld“ und „Markt“ und damit eine „höhere“, männlich konnotierte, quasi-göttliche Form des Wirtschaftens breit gemacht.

Das postpatriarchale Durcheinander

Und jetzt streiche ich die Mittellinie durch. Was passiert?

Die Begriffe, die vorher stabil übereinander sortiert waren, fliegen durcheinander. Und deshalb nenne ich den Zustand, in dem wir uns heute befinden, das „postpatriarchale Durcheinander“.

Wenn mir konfus zumute ist, dann sage ich manchmal: „Ich weiß nicht mehr, was oben und unten ist“. Genau so geht es uns im postpatriarchalen Durcheinander. Es wird uns schwindlig. Das ist manchmal beängstigend. Aber im vorliegenden Fall ist es gut so, denn dieses spezifische Schwindelgefühl befreit uns dazu, die hierarchisch zweigeteilte Ordnung im vollen Bewusstsein, dass etwas Neues beginnt, zu verlassen.

Das Wort „Durcheinander“ lässt sich auf drei verschiedene Arten

schreiben. Zunächst in einem Wort: Durcheinander. Dann bedeutet es so etwas wie Chaos oder Konfusion und löst Gefühle der Unsicherheit, vielleicht des Ärgers oder der Angst aus. Es erzeugt ein Bedürfnis aufzuräumen, eine neue, bessere Ordnung herzustellen. – Durcheinander lässt sich, zweitens, in zwei Wörtern schreiben: Durch einander. Dann verweist es auf einen möglichen Ausweg aus der hierarchischen symbolischen und sozialen Ordnung, aus der wir kommen: Durch einander, also nicht durch Kontrolle und Herrschaft, sondern in Beziehung bewegen wir uns in eine neue Richtung. Schließlich lässt sich das Durcheinander auch noch, wenn auch grammatikalisch nicht ganz korrekt, in drei Wörtern schreiben: Durch ein ANDER. Da kommt etwas herein, das mir als Theologin wichtig ist: Das ANDERE, das unsere Vormütter und Vorfäter „Gott“ nannten. Das hilfreiche Gegenüber, das uns weiterhilft, wenn wir im Durcheinander zu verzweifeln drohen und das jetzt kein „Herr“ und „Vater“ mehr ist.

Wirtschaft ist Care. Karwoche ist Carewoche

Aufgrund dieses Denkansatzes haben wir nun also im Dezember 2015 den Verein WiC-Wirtschaft ist Care gegründet.

Unser Think Net hat alle Dekan*innen wirtschaftswissenschaftlicher Fachbereiche in der deutschsprachigen Schweiz befragt, wie die unbezahlte Care-Arbeit in ihrer Forschung und Lehre vorkommt. Zusätzlich haben wir von einem studentischen Team eine Studie zu derselben Frage durchführen lassen.¹⁴ Dann haben wir die Kampagne [#karwocheistcarewoche](https://inabea.wordpress.com/2017/10/02/der-aktuelle-forschungsstand-zur-care-arbeit-in-der-schweiz/) in die

Welt gesetzt.¹⁵ Mit einer siebzehnteiligen Postkartenserie samt Flyer schlagen wir vor, die Karwoche, also die Woche vor Ostern als Care-Woche zu begehen. Wir beziehen uns dabei auf die etymologische Verwandtschaft der Vorsilbe Kar- mit dem englischen Care.

Auch die Schweizer Frauen*synode¹⁶ ist mit dem Thema „Wirtschaft ist Care“ unterwegs. Unser neues-

¹⁵ <https://karwoche-ist-carewoche.org>

¹⁶ <https://www.frauensynode.ch/de/>

tes Produkt ist ein Comic.¹⁷ Die Frauen*synode ist schon seit Januar 2017 als synodaler Prozess unterwegs. Die Schlussveranstaltung wird am 5. September 2020 in Sursee im Kanton Luzern stattfinden.

Es gibt noch weitere Aktivitäten, zu denen auf den Webseiten mehr zu lesen ist. Auch die Autorin gibt gerne Auskunft:

¹⁷ <https://bit.ly/2zvrSoq>

*Dr. Ina Praetorius,
Kirchenrain 10, CH-9630 Wattwil
+41 71 988 88 30
contact@inapraetorius.ch)*

■ Mundart ist gut für's Gemüt

Ja, Gottesdienste in Mundart kommen an, bloß noch nicht bei der Kirchenleitung. Fast immer sind sie viel besser besucht als üblich, und fast immer gibt es an der Kirchentür positive bis begeisterte Rückmeldungen.

Drei Beispiele:

Der „Fränkische Psalter“ war bei seiner Vorstellung in Lichtenau bei Ansbach im Dezember 2018 ein Medienrenner und wurde binnen 4 Wochen 3500 mal verkauft.

Beim Mundartfestival „Edzerdla“ in Burgbernheim 2018 kamen 5 000 Besucher, unter anderem 750 zum Mundart-Gottesdienst im Festzelt mit Karl-Heinz Röhlin.

Bei der Vorstellung der „Bibel auf Bayreutherisch“ 2017 durch Hannes Schott und Hans Peetz in der Lutherkirche Bayreuth kamen 500 Besucher, die Kirche war überfüllt.

Allerdings gibt es bayernweit nur ein paar Dutzend evangelische Mundartprediger, meistens Ruheständler, und katholischerseits sieht es kaum besser aus. Viele Pfarrerinnen und Pfarrer zweifeln, ob sie so in der Mundart zu Hause sind, dass sie sich eine Predigt zutrauen. Sie

sagen: ich kann zwar Fränkisch, aber nicht das meiner Gemeinde. Im altbayerischen Bereich gibt es ohnehin wenige Mundartler, weil dort die meisten Evangelischen Zugezogene sind – auch die Pfarrerrinnen und Pfarrer. Manche meinen auch, Mundart im Gottesdienst sei „Volkstümelei“ und verkürze das Evangelium auf billige Effekte.

Der Arbeitskreis „Mundart in der Kirche“ ist mit einem Antrag auf landeskirchliche Anerkennung gescheitert und hat sich deshalb dem Verein der Evangelischen Bildungszentren angeschlossen.

Die Mundart in der Kirche führt ein Nischendasein, trotz aller Erfolge. Das hat sie nicht verdient. Wenn im Prozess „Profil und Konzentration“ das Ziel ist, „Menschen mit ihren heutigen Lebensfragen einen niederschweligen Zugang zur Liebe Gottes zu eröffnen“, dann ist mehr Mundart in der Kirche sicher einer der erfolgreichen Wege, dieses Ziel zu erreichen. Und wenn im Amt für Gemeindedienst und im Gottesdienstinstitut Fachleute sich bemühen, Menschen neue Zugänge zum Gottesdienst zu eröffnen, sollten sie sich vielleicht auch einmal mit Mundart im Gottesdienst befassen. Denn dieser Zugang ist schon da.

Was ist das Erfolgsgeheimnis von Mundart in der Kirche? Als ich vor 22 Jahren meine erste Mundartpredigt in einem oberfränkischen Dorf hielt, sagte danach eine Bauersfrau zu mir: „Des wor a mol a Kerng, do host a jed's Wort verstand'n.“ Ich fragte zurück: „Sonst wohl ned?“ Die Antwort, aus tiefstem Herzen „Naa!“

Heute wird darüber geklagt, dass die Kirche „an ihrer Sprache verreckt“ (Erik Flügge). Sie sei zu einem abgehobenen „Jargon der Betroffenheit“ verkommen, und Flügge fragt, warum man Pfarrerinnen und Pfarrer am Biertisch so gut verstehen könne und auf der Kanzel dann kaum mehr. Das kann bei Mundartpredigten nicht passieren. Sie verwenden bewusst Alltagssprache, und sie müssen es sogar. Denn abstrakte Begriffe hat die Mundart nicht und muss deshalb konkret bleiben. „Die Liebe“ geht in Mundart nicht, „I mog di“ schon. Substantive muss man in Tätigkeiten übersetzen, und wenn das nicht geht, in Bilder. Auf Mundart kann man oder frau nur über Dinge reden, die es wirklich gibt.

Die können sich die Zuhörer auch vorstellen, und deswegen verstehen sie „jedes Wort“.

Es geht aber nicht nur um Verständlichkeit. Mundart hat auch

eine emotionale Dimension. Was ich immer wieder an der Kirchentür höre, ist: „Des geht a'm halt so an's Herz!“. Für viele Kirchgängerinnen und Kirchgänger ist die Mundart im eigentlichen Sinne die „Muttersprache“. Sie haben ihre ersten Worte in der Familie auf Mundart gelernt, und dann erst Hochdeutsch. Mundart spricht tiefe Schichten der Erinnerung an, und wichtige Beziehungen. Es kann sein, dass Menschen im Mundartgottesdienst lachen oder weinen müssen, was hingegen bei einem Gottesdienst in Standardsprache eher selten passiert. Aber wenn das Evangelium auf so tiefe Schichten der Seele trifft, kommt es bei den Menschen auch wirklich an. Auch das ist eines der Geheimnisse der Mundart.

Warum ist sie so „in“? Ist Mundart in ihrer Kleinteiligkeit und Bodenständigkeit in unserer zunehmend global aufgestellten Welt nicht zum Aussterben verurteilt? Soziologen sagen, dass die Globalisierung der Wirtschaft und der Medien eine Gegenbewegung hervorruft und auch braucht: Regionalität, das Gefühl, trotz des Veränderungs- und Anpassungsdrucks irgendwo zu Hause zu sein. Wie ist es sonst zu erklären, dass auch Zugereiste sich auf Volksfesten in Bayern in Dirndl und Lederhose verkleiden oder dass die Trachtenvereine so viele, auch junge Mitglieder haben? Oder dass unsere Regierung es nötig findet „Heimatministerien“ zu installieren?

Auch wir als Kirche nehmen ja in Anspruch, für die Menschen „Heimat“ im Glauben zu sein. Läge es da nicht nahe, auch die heimatliche Sprache höher zu schätzen?

Kolleginnen und Kollegen begründen bisweilen ihre mundartliche Abstinenz, dass sie ja auch den Zuhörern gerecht werden müssten, die nicht aus der Region stammten. Die würden ja bei einer

Mundartpredigt nichts verstehen. Meine Erfahrung an der Kirchentür ist das nicht. „Det hab ich allet verstand'n!“ sagte mir ein Berliner. Und ein neugetaufter Iraner sagt auf die Frage, ob er denn diese fränkische Predigt verstanden habe: „50 Prozent. Aber neben mir saß eine Frau, die hat mir alles erklärt“. Die Strukturgesetze der Mundart treffen nämlich nicht nur auf Einheimische zu. Es lassen sich Mundartpredigten immer auch auf Hochdeutsch (in Standardsprache) übersetzen und sind dann immer noch elementar und verständlich. Umgekehrt geht das nicht. Da muss man neu schreiben.

Wenn man das aber tut, dann machen die Lebensnähe und Einfachheit der Mundart es auch Menschen mit eingeschränktem Wortschatz leichter, zu verstehen. Mundart ist „klassenlos“. Wenn immer wieder beklagt wird, dass unsere Kirche eine Mittelschichtkirche sei und große Teile ihrer Mitglieder nicht erreiche, so ändern ein paar Mundartgottesdienste das auch nicht. Aber sie können, wenn sie womöglich sogar nicht in der Kirche, sondern im Bierzelt stattfinden, alle erreichen. Mundart versteht der Bauarbeiter, die junge Frau aus der Werkstatt für Menschen mit Behinderung und auch die Studienrätin.

Die Frage besorgter Theologinnen und Theologen ist allerdings, ob sich die wesentlichen Aussagen unseres Glaubens in Alltagssprache ausdrücken lassen oder ob es für Theologie nicht auch eine spezifische Sprache gäbe. Wer z.B. die „Volxbibel“ mit ihrer gewollten Jugendsprache liest, könnte da durchaus Zweifel haben. Und was ist schon gewonnen, wenn die Predigt alles, was kompliziert und sperrig ist, einfach weglässt zugunsten von Aussagen, die keinem weh und allen wohl tun? „Volkstümmelei“ eben, wie die Kritiker sagen?

Sicher ist es richtig, dass sich Aussagen des Paulus im Römer- oder Korintherbrief nur schwer auf Mundart übersetzen lassen. Denn Paulus in seinem durch die griechische Philosophie geprägten Griechisch verwendet genau die Abstrakta, die die Mundart nicht hat.

Das heißt aber nicht, dass man solche theologischen Inhalte in der Mundart nicht ausdrücken kann. Ich habe einmal die „Gerechtigkeit, die vor Gott gilt“ von Römer 1,17 notgedrungen mit einer Geschichte verdeutlicht. Es ging um eine Frau, die meinte, in jeder Hinsicht perfekt sein zu müssen und damit die Liebe ihres Mannes und ihrer Kinder riskierte. Schließlich landete sie in der Psychiatrie, wo ich sie besuchte und wir darüber sprachen, ob es vielleicht einen anderen Weg gäbe. Als ich diese Geschichte an einem Reformationstag – in einer anderen Gemeinde und anonymisiert – auf Fränkisch erzählt und daran deutlich machte, dass Gottes Gerechtigkeit keine Leistung voraussetzt, sagte ein Mann am Ausgang: „Herr Pfarrer, ich waaß, wos Sie maana. Die Fraa kenn' ich!“

Denn das ist doch der Zweck von „Mundart in der Kirche“ und von Gottesdienst überhaupt: Dass Gott den Menschen nahe kommt, möglichst hautnah. Mit einer Sprache, die sie verstehen können, mit Bildern, die ihnen einleuchten und einer frohen Botschaft, die sie in ihrem Leben wiederfinden können. Das kann in der Kirche passieren, in der Wirtsstube oder im Bierzelt. Es ist dabei nicht verkehrt, wenn einmal gelacht und geweint wird. Und schön, wenn dann Leute sagen: „Des wor a Kerng, do hob i a jed's Wort verstand'n!“

*Dr. Hans-Gerhard Koch,
Sozialpfarrer i. R., Fürth*

■ Das Alte Testament als deutsche Kolonie

Anfrage an die historisch-kritische Methode

1. Eine kleine Standortbestimmung und die Vorstellung meiner These

Im Zeitalter von Fake News richtet sich der Blick neu auf die Frage nach der Objektivität wissenschaftlicher Methoden. Das gilt für die Theologie wie für alle anderen Wissenschaften. Immer wieder steht dabei auch die historisch-kritische Methode im Fokus.

In meiner Dissertation, die 2016 am Lehrstuhl für Religions- und Missionswissenschaft der Universität Erlangen-Nürnberg angenommen wurde und 2018 veröffentlicht worden ist, widme ich mich dieser Problemstellung mit einem neuen Zugang.¹ Ich verknüpfe die Fragestellung nach dem Beginn der historisch-kritischen Methode mit postkolonialen Forschungsansätzen. Diese vor allem im englischsprachigen Raum wichtige Forschungstradition fragt nach den Auswirkungen und Nachwirkungen des Kolonialismus.

Ich möchte zeigen: Der Siegeszug der historisch-kritischen Methode innerhalb der deutschen alttestamentlichen Wissenschaft lässt sich mit einem spezifisch deutschen Kolonialismus erklären. Dies beinhaltet den Vorwurf: Die bisherigen Darstellungen konzentrieren sich vor allem auf das Gegenüber von konservativem Christentum und von der Aufklärung geprägter Wissenschaftlichkeit und blenden damit wichtige Diskurse aus. So beschreibt zum Beispiel Uwe Becker in seinem Arbeitsbuch zur Exegese des Alten Testaments die historisch-kritische Methode als

1 Siehe Simon Wiesgickl, *Das Alte Testament als deutsche Kolonie. Die Neuerfindung des Alten Testaments um 1800*, Stuttgart 2018.

„Anwalt des Textes“ und wichtigstes Mittel gegen die „Instrumentalisierung der Bibel“²

2. Das weltweite Christentum als Hintergrund meiner Forschungsarbeiten

Den Beginn meiner Forschungsfrage kann ich mit einer kleinen Geschichte aus meinem Studienaufenthalt in Südindien ziemlich genau bestimmen:

Eine Bibliothek in einem kleinen Bibel-Seminar irgendwo in Nordindien. Der Ventilator an der Decke summt, einige wenige Studierende beugen sich über die Bücher und ich schlendere an den Regalen vorbei, einen Finger am Regal für den Bereich des Alten Testaments. Neben englischen Büchern von vor allem nord-amerikanischen und britischen Autoren stehen dort auch eine Vielzahl deutsche Bücher, bzw. Bücher von deutschsprachigen Autoren. Es sind weniger die neuesten Veröffentlichungen als vielmehr die großen, klassischen Namen der alttestamentlichen Wissenschaft wie Julius Wellhausen, Gerhard von Rad oder Martin Noth, Hermann Gunkel und Albrecht Alt, die hier auftauchen. Die abgegriffenen Ecken zeigen, dass die Bücher durchaus in Gebrauch sind.

Die deutsche alttestamentliche Wissenschaft genießt weltweit einen sehr guten Ruf. Viele Fachausdrücke haben sich aus dem Deutschen im Kanon der Wissenschaft durchgesetzt. So finden sich in englischsprachigen Aufsätzen nicht selten Fachtermini wie ‚Fortschreibung‘, ‚Formgeschichte‘, ‚Sitz im Leben‘ oder ‚Redaktionskritik‘. Die deutsche alttestament-
2 Siehe Uwe Becker, *Exegese des Alten Testaments*, Tübingen 2008, 5.

liche Wissenschaft steht dabei jedoch nicht nur für eine bestimmte Sprache, sondern auch für eine bestimmte Art und Weise, an die Bibel heranzugehen. Eine Anekdote des Marburger Alttestamentlers Erhard S. Gerstenberger untermauert das eindrücklich. In Bezug auf seinen Aufenthalt in den USA in den 1960er Jahren schreibt er:

„Schwierig war die geheime Erwartung amerikanischer Studierender und zum Teil der Kollegen [...], ein deutscher Exeget müsse die endgültigen Antworten in Sachen historisch-kritischer und formgeschichtlicher Forschung haben.“³

Zwar mag sich seit den 1960er Jahren einiges geändert haben, doch sind diese Assoziationen noch vorhanden. So schreibt Juha Pakkala in seinem Buch *God's Word Omitted* (2013) von „'hard core' German introduction to the methodology of Literarkritik“⁴ und man weiß nicht so recht, wie viel ironischer Seitenblick und wie viel echte Bewunderung dabei mitschwingt. Ein Befund, der auch noch dadurch gestärkt wird, dass fast alle Einleitungen in die Methodik der alttestamentlichen Wissenschaften, an denen sich Pakkala abarbeitet, von deutschen Wissenschaftlern geschrieben wurden.⁵ Diesen Ruf hat sich die deutsche alttestamentliche Wissenschaft mit einem

3 Erhard S. Gerstenberger, in: Sebastian Grätz u.a. (Hrsg.), *Alttestamentliche Wissenschaft in Selbstdarstellungen*, Göttingen 2007, 140–152, hier: 146.

4 Juha Pakkala, *God's Word Omitted. Omissions in the Transmission of the Hebrew Bible*, Göttingen 2013, 70.

5 Siehe Ebd., 70 und generell in seinem Überblick zur bisherigen Forschungsgeschichte. Vergleiche dazu auch Juha Pakkala, *Textual Development within Paradigms and Paradigm Shifts*, in: *HeBAI* 3 (2014), 327–342.

unaufhaltsamen Siegeszug durch das 19. Jahrhundert erworben.⁶

Entscheidend weiterentwickelt hat sich diese Disziplin also in jenem 19. Jahrhundert, das als hohe Zeit des Imperialismus anzusehen ist und für die meisten Länder und Gesellschaften außerhalb Europas mit der Dominanz westlicher Kultur und Gesellschaftsformen, sowie ganz allgemein mit Beherrschung und Unterdrückung verbunden war.⁷ Trotz der sozio-ökonomischen, gesellschaftlichen und ideengeschichtlichen Auswirkungen des Kolonialismus im Bereich biblischer Wissenschaften steht eine Auseinandersetzung jedoch noch weitestgehend aus. R.S. Sugirtharajah bringt diesen Sachverhalt wie folgt auf den Punkt:

„Bibelwissenschaftler*innen, oder für diesen Fall, Wissenschaftler*innen, die sich mit dem Feld theologischer Studien beschäftigen, müssen die Fragestellung der Verhältnisbestimmung zwischen dem europäischen Expansionismus und dem Aufkommen ihrer eigenen Disziplin erst noch bearbeiten.“⁸

6 Siehe John W. Rogerson, Protestant Biblical Scholarship on the European Continent and in Great Britain and Ireland, in: Magne Sæbø (Hg.), Hebrew Bible / Old Testament. The History of Its Interpretation, Volume III. From Modernism to Postmodernism (The Nineteenth and Twentieth Centuries). Part 1, The Nineteenth Century – a Century of Modernism and Historicism, Göttingen 2013, 203–222, hier: 205.

7 Vergleiche dazu Pankaj Mishra, Aus den Ruinen des Empires. Die Revolte gegen den Westen und der Wiederaufstieg Asiens, Frankfurt a. M. 2013.

8 „Scholars of biblical studies, or, for that matter, scholars working in the field of theological studies have yet to address the relation between European expansionism and the rise of their own discipline.“ Siehe R.S. Sugirtharajah, Postcolonial Criticism and Biblical Interpretation, Oxford

Meine Doktorarbeit stellt, soweit ich das beurteilen kann, den ersten systematischen und religionswissenschaftlichen Beitrag für genau diese Fragestellung dar.

3. Das Alte Testament als Möglichkeitsraum eines spezifisch deutschen Kolonialismus: Ein kleiner Einblick in die Ergebnisse meiner Arbeit

Ich habe mich in meiner Arbeit auf einen Zeitraum von 1770–1820 konzentriert, in dem es noch keine deutschen Kolonien gab. Dennoch lässt sich ein koloniales Begehren feststellen. Positiv gewendet gab es ein unglaubliches Interesse an anderen Ländern und Kulturen. Mit einer kritischen Brille lässt sich dagegen fragen:

„Wie haben Reise- und Entdeckungsbeschreibungen den ‚Rest der Welt‘ für eine europäische Leser*innenschaft zu bestimmten Zeiten innerhalb Europas Expansionsbestreben konstruiert? Wie wurde dadurch Europas komplexes Selbstbild in Abgrenzung zu einem Anderen, das als ‚Rest der Welt‘ beschrieben werden konnte, konstruiert? Und wie kodieren und legitimieren solche Beschreibungssysteme das Streben nach ökonomischer Ausbeutung und imperialer Verwirklichung?“⁹

Denn die Deutschen haben ab der Mitte des 18. Jahrhunderts wie

2002, 26.

9 „How has travel and exploration writing produced ‚the rest of the world‘ for European readership at particular points in Europe’s expansionist trajectory? How has it produced Europe’s differentiated conceptions of itself in relation to something it became possible to call ‚the rest of the world‘? How do such signifying practices encode and legitimate the aspirations of economic expansion and empire?“ Siehe: Mary Pratt, Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation, London/ New York 1992, 5.

verrückt gelesen. Die Briten sprechen hierfür spöttisch von den „armchair-travellers“, sprich: den Entdeckungsreisenden im heimischen Ohrensessel. Nur ein Beispiel unter vielen: Georg Forsters Reise um die Welt (1778) sorgte in Deutschland für eine wahre Pazifik-Begeisterung, die sich in zeitgenössischen Briefen, der Verkleidung von gutbürgerlichen Mädchen als Tahiterinnen und Ähnlichem beobachten lässt.¹⁰ Die Nachrichten aus fernen Ländern und die Entstehung des wissenschaftlichen Fachs der Ethnologie ab 1770 sorgte auch für zahlreiche Neuerungen in der Bibelwissenschaft: „Es ist, als wenn die Hebräer eine ganz andre Nation geworden wären, so verändert ist die Vorstellung, die man sich nun von ihrer Denkart, ihren Sitten und Gewohnheiten, ihren Gesetzen und Rechten macht.“¹¹, so der renommierte Alttestamentler Johann Gottfried Eichhorn im Jahr 1794. Doch was genau hatte sich geändert und warum spreche ich vom Alten Testament als deutscher Kolonie?

Das Alte Testament als deutsche Kolonie bedeutet, dass das Alte Testament als Möglichkeitsraum des deutschen kolonialen Phantasmas fungierte. In der Wissenschaft des Alten Testaments wurden neue Konzepte im Hinblick auf die Konstruktion von Fremdheit und der Konstruktion der Geschichte ausprobiert, gewonnen und angewandt.

Konkret geht es zum Beispiel um die Reisebeschreibung als wissenschaftliche Methode, die mit dazu beigetragen hat, „Kolonien zu schaffen und ethnozentrische

10 Siehe Anja Hall, Paradies auf Erden? Mythenbildung als Form von Fremdwahrnehmung – der Südsee-Mythos in Schlüsselphasen der deutschen Literatur, Würzburg 2008, 107f.

11 Johann Gottfried Eichhorn, ABL 6 (1794), 529.

Perspektiven zu festigen“¹². Das lässt sich gut daran zeigen, dass wissenschaftliche Reisen in den Orient als Reisen in die Vergangenheit verstanden wurden. So schreibt Johann David Michaelis:

„Hätten wir diese Sitten der Araber nicht, so würden wir die Geseze Mosis sehr selten aus einem ältern Herkommen erläutern können. Allein bey diesem abgesondert lebenden, und selten unter ein fremdes Joch gebrachten, Volke haben sich die alten Sitten so erhalten, daß man glaubt, in der Hütte Abrahams zu seyn, wenn man eine Beschreibung der herumziehenden Araber lieset.“¹³ Die Vorstellung, dass sich die 2 000 Jahre dazwischen einfach überspringen lassen, mutet heute etwas seltsam an, hat aber das Verständnis der Bibel revolutioniert.

Diese neue Sichtweise hatte jedoch auch Auswirkungen auf die Judenfrage in Deutschland. Denn die intellektuelle Autorität protestantischer Wissenschaftler über den Orient ging mit einer Abwertung des jüdischen Zugangs zu den Quellen einher. An ihre Stelle rückten nun die neu entstandenen Einleitungen in das Alte Testament und vorwiegend ethnologische oder philologische Erklärungsmuster.

Indem man die Bibel nun neu als Urkunde eines Kindheitsalters der Menschheit verstand, rückte sie in weite Ferne. Der Orient wurde mythisch aufgeladen und galt als ursprüngliche sprachliche Kinderstube aller Menschen (Herder). Das hieß aber auch, dass er vorwiegend in Form von Denkmälern der Vergangenheit zugänglich war.

¹² Edward Said, *Orientalismus*. Aus dem Englischen von Hans Günther Holl, Frankfurt a.M. 42014, 142.

¹³ Johann David Michaelis, *Mosaisches Recht*, Bd. 1, Reutlingen 21785, 10.

4. Classify & Conquer. Ein Seitenblick auf den Sammler der Quellen des Pentateuch

Nun ist mein Zugang kein alttestamentlicher, sondern ein religionswissenschaftlicher. Von dem Gründer der komparativen Religionswissenschaft Friedrich Max Müller (1823–1900) stammt das Zitat, dass man den alten Spruch *divide et impera* neu auslegen könne als *classify and conquer*.¹⁴ Damit weist er daraufhin, wie sehr die Systematisierung und Taxonomisierung der Welt, wie sie im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert geschah, überhaupt erst das Fundament des späteren Imperialismus gelegt haben. Während es bis zum Ende des 19. Jahrhunderts dauerte, ehe es deutsche Kolonien gab, so mischten deutsche Wissenschaftler bei der Klassifizierung der Welt und insbesondere biblischer Welten ganz vorne mit. Dies hatte auch Folgen für das Verständnis der Hebräischen Bibel. Vereinfacht gesagt gibt es seit dem Beginn der wissenschaftlichen Pentateuch-Debatte Modelle, die von Autoren einzelner Quellen ausgehen und solche, die von Redaktoren sprechen. Und seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert hat sich vor allem in der deutschsprachigen Forschung ein Modell durchgesetzt, das von einem Sammler der Quellen ausgeht. Um 1800 lässt sich in Deutschland generell eine große Begeisterung am Sammeln feststellen. Als Teil der romantischen Bewegung wurden Sagen, Märchen und Volkslieder aus aller Welt gesammelt. Und spannenderweise wird nun diese Figur des Sammlers auch in die Zeiten der Entstehung der Bibel zurück projiziert. Der Sammler nimmt im dritten Band Johann Severin Vaters *Commentar ueber den Pentateuch* (1805) eine zentrale Rolle ein:

¹⁴ Siehe David Chidester, *Empire of Religion. Imperialism and Comparative Religion*, Chicago 2013, 59–89.

„(...) die Hand eines Sammlers muß die einzelnen Stücke an einander gereiht haben. Denn es ist gar nicht denkbar, daß diese Zusammenstellung überhaupt bloß allmählig und zufällig entstanden sey. Dies könnte vielleicht bey manchen, schon vor der gegenwärtigen Sammlung vorhandenen Sammlungen von Gesetzen, und bey den Nachträgen im ersten Abschnitt des Buches Numeri zum Theil der Fall gewesen seyn (...) Nur das Ganze dieser Bücher, wie es gegenwärtig vor uns liegt, ist gewiß nicht bloß durch Zufall das geworden, was es itzt ist.“¹⁵

Wie dieser Sammler sich in der alttestamentlichen Debatte durchgesetzt hat und auch noch national aufgeladen wurde, habe ich ausführlich in meiner Studie dargestellt. Hier reicht ein kleiner Einblick: So unterscheidet schon Georg Forster zwischen dem „französischen Selbstdenker“ und dem „deutschen Compilator[s]“.¹⁶ Gerade das Zusammenstellen, Sichten und Sammeln erscheint bei Forster als eine typisch deutsche Zugangsweise, sodass der Deutsche von anderen Nationen (hier mit Blick auf einen Briten) den Blick aufs Ganze lernen könne: „wir aber müssen von ihm lernen, über dem ewigen Materialienstopeln, ... der Kleinigkeitskrämerey, nicht das Resultat des Ganzen vergessen, und zur Übersicht der größern Verkettungen nicht unfähig zu werden.“¹⁷

¹⁵ Johann S. Vater, *Commentar ueber den Pentateuch*. Mit Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten, der eingeschalteten Uebersetzung von Dr. Alexander Geddes's merkwürdigeren critischen und exegetischen Anmerkungen, und einer Abhandlung über Moses und die Verfasser des Pentateuchs. Dritter Theil, Halle 1805, 504.

¹⁶ Georg Forster, *Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe*. Band 11, Rezensionen, Berlin 1977, 279.

¹⁷ Ebd., 295.

5. Fazit

Wenn ich in meiner Überschrift formuliere, dass es Anfragen an die historisch-kritische Methode aus ungewohnter Richtung seien, so lautet mein Fazit nicht, diese abzuschaffen. Im Gegenteil: Eher den wissenschaftlichen Anspruch, den diese Methode formuliert, auch auf die Methode selber anzuwenden. Und damit kritisch zu fragen, inwieweit sich koloniale Einsprengsel und Überbleibsel auch in vermeint-

lich objektive Zugänge zu Texten und unhinterfragten Grundannahmen eingeschlichen haben. Die Beschäftigung mit dem Erbe des deutschen Kolonialismus steht erst am Anfang – ist aber unglaublich lohnend und aufschlussreich, selbst dort, wo man es vielleicht nicht vermutet hätte, wie im Zusammenhang mit der alttestamentlichen Wissenschaft.

*Vikar Dr. Simon Wiesgickl,
Nürnberg*

Bug sich langsam senkte. Aber sie hielten die Kessel bis zuletzt unter Feuer, damit die Generatoren Strom erzeugten für Beleuchtung und Funkanlage. Sie retteten damit Leben.

Dies ist ein düsteres Bild dafür, wie manche Hauptamtliche derzeit arbeiten: Das tun, was man nun einmal tun muss, damit das Licht nicht ausgeht und vielleicht ein paar Seelen gerettet werden. Arbeit und Tageswerk kann Trost sein, selbst dann, wenn die Schräglage stetig zunimmt: Hier, im Maschinenraum, im eigenen Bereich meiner Pfarrei, funktioniert zwar alles – aber insgesamt ist die Sache verloren – besser nicht dran denken. Nicht viel Arbeit, sondern dieser Schatten ihrer Vergeblichkeit macht Mitarbeiter kaputt. Es ist der „Highway to Burn out“.

Ich denke nicht, dass das Kirchenschiff ein Leck namens „Säkularisierung“ hat, an das man nicht herankommt, weil es unter der Wasserlinie ist und das letztlich zum Untergang führt. Meine Kirche hat schon Vieles überstanden. Es geht mir darum, Arbeit ohne Erfolg und Vision zu illustrieren.

Impuls aus der Wirtschaft

Wenn ein Unternehmen der Wirtschaft in die Krise gerät – weil der Absatz stockt, weil Kundschaft zur Konkurrenz geht, oder einfach weil die Zeiten sich geändert haben – dann gilt es, drei Dinge zu tun:

Kundenbindung – Personalentwicklung – Produktinnovation

Es ist das Gegenteil von dem, was wir seit Jahrzehnten betreiben: Getrieben von wachsender Angst vor schrumpfenden Zahlen werden immer größere Kirchspiele gebildet. Wir ziehen Personal ab, wo nur noch wenige Christen sind, statt es dorthin zu senden – und

■ Jedes Kaff ein Pfaff!

Sirius

1838 überquerte zum ersten Mal ein Dampfschiff den Atlantik. Es war die „Sirius“, ein hochseetauglich gemachter Küstenpostdampfer. Voll mit Kohle gepackt nahm der Raddampfer von Cork aus Fahrt in Richtung New York. Wegen böigem Wind und Seegang war wenige Meilen vor dem Ziel alle Kohle verfeuert. Tausende waren versammelt, als der Dampfer dennoch anlegte. Dabei bot das Schiff einen traurigen Anblick: Man hatte alles Brennbares, Teile der Takelage, sogar Planken und Mobiliar an Bord gesammelt und damit die Kessel beheizt. In einer amerikanischen Abenteuerfilmung trennt sich aus diesem Grund der Kapitän mit New York in Sichtweite sogar von seiner geliebten Holzpfeife.

In dieser Episode findet manche Gemeinde ein Grundgefühl ausgedrückt: Kirchliche Angebote und Gemeindebesuche werden eingeschränkt oder aufgegeben. Kirchenaustritte werden nachvollziehbar, wo das Angebot vor Ort sich auf einen Gottesdienst im Monat beschränkt. Es wird improvisiert und ausverkauft, da-

mit die Schaufeln sich irgendwie weiter drehen. Ehrenamtliche sind an den Grenzen dessen, was sie noch bereit sind zu übernehmen, Freude und Begeisterung weichen einem Pflichtgefühl. Kirchenaustritte werden nachvollziehbar, wo das Angebot vor Ort sich auf einen Gottesdienst im Monat beschränkt: Wenig Leistung für viel Geld.

Es ist auch an der Zeit, auszusprechen, dass die Idee von Zentralgottesdiensten nicht funktioniert. Sie ist in der Realität nur ein Feigenblatt vor der Blöße, ein Vorwand, weitere Gottesdienste abzuschaffen. Ich habe keinen Zweifel, dass unser Kirchenschiff auf der Reise durch die Zeit einst im Hafen des Gottesreichs ankommt. Aber ich befürchte, dass es dann ein so trauriges Bild wie die „Sirius“ abgibt – abgetakelt und ausgezehrt.

Titanic

Auf der „Titanic“ arbeiteten 167 Heizer. Sie befeuerten 29 Kessel mit 640 t Kohle täglich. In jener Schicksalsnacht waren sie die eigentlichen Helden. Sie merkten sehr wohl, wussten, dass etwas nicht in Ordnung war, das Schiff auf offener See stoppte und der

nennen dieses Einsparen „Strukturreform“ oder „Anpassung“. Personalentwicklung bedeutet in der Praxis meist Personaleinsparung. Personalkosten sind die umfangreichste Position im Finanzplan und die Versuchung, gerade dort einzusparen, ist groß. Zuweilen ist es freilich sinnvoll, dort wo Prozesse automatisiert werden können. In unserer „Firma“ ist ein Weniger an Personal fatal, weil die Begegnung von Mensch zu Mensch und Bindung erschwert wird. Reform geht anders.

Die Idee ist, Kirchengemeinden im ländlichen Raum wieder mit mehr Pfarrern auszustatten. Nicht für jedes Dorf, aber in überschaubaren Bereichen. Drei, höchstens vier kleinere Ortschaften sollen jemanden haben, der dort einen geistlichen Dienst tut. Dazu gehören Seelsorge, Besuche, Unterricht, wöchentliche Gemeindenachmittage und Gottesdienste mitsamt Sakramentsverwaltung. Es ist das, was eine Gemeinde erwarten darf, worauf sie auch ein Recht hat. Dem Pfarrer der Hauptgemeinde des Kirchspiels bleibt weiterhin die Verwaltung aller Filialen. Er hat Dienstaufsicht über den „Ortspfarrer“ mit beratenden Aufgaben. Er versieht seinen pastoralen Dienst wie bisher in seinem Kirchspiel, allerdings nun in weniger Gemeinden und damit ebenfalls in einem überschaubaren Bereich.

Aus dieser Entlastung möge Kreativität entstehen für das, was mit Produktinnovation gemeint ist. Produktinnovation bedeutet mehr, als den Luthertext erneut zu revidieren, im Gesangbuch einmal ein Lied aus den 1980ern aufzunehmen oder eine Gottesdienstliturgie in gerechter Sprache einzuführen. Ich stelle mir darunter eine zeitgemäße und mutige Form der Verkündigung vor, vermittelt in ablesbarer, ausstrahlender Freude eines Hauptamtlichen, der für seine Gemeinde da ist.

Man kann das Amt des Archidiacons oder Pfarrvikars neu beleben oder eine neue Bezeichnung erfinden. Ich nenne ihn hier „Ortspfarrer“. Er oder sie soll für die Menschen ganz intuitiv als „unsere Pastorin“, „unser Pfarrer“ wahrgenommen werden.

Es braucht Menschen

Personal wird gegenwärtig in vielen Branchen (Lehrer, Ärzte, Polizei, Bahn) gesucht, teils mit aufwendigen Kampagnen. Davon kann man lernen. Eine naheliegende Möglichkeit für uns ist die Zurüstung von Menschen vor Ort durch Weiterbildung. Eine weitere die Anwerbung aus Landeskirchen, die einen Pfarrerüberschuss haben. Auch sind unter Theologiestudenten, die zwar an akademischen Anforderungen scheitern, vermutlich einige, die an dieser Stelle das finden, weswegen sie sich einst für diesen Beruf entschieden hatten.

Es soll vor allem jemand sein, der den Alltag der Menschen teilt, die Einwohner kennt, kommunikativ ist, Kontakt zu ansässigen Vereinen (Heimatverein, Feuerwehr, Karneval, Bürgerinitiativen) pflegt und von der Kirche angemessen bezahlt wird.

Es braucht Geld

Alles ist finanzierbar, wenn man etwas wirklich will (Eigenheim, Motorrad, Mondlandung) oder notwendigerweise. Wenn ich von 80.000 Euro Jahreskosten eines Pfarrers ausgehe, kann man das Programm mit 400.000 Euro pro Kirchenkreis umsetzen, vielleicht weniger, wenn „Ortspfarrer“ mit 75% eingestuft werden. Wenn man etwas aufbauen will, muss man eben mal ein paar Millionen ausgeben – als Investition in die Zukunft, mit der Hoffnung auf Ertrag. Mancher saure Apfel erweist sich im Nachhinein als süß.

Es braucht Zeit

Wir sollten mit einem Modellversuch beginnen und einen beliebigen Kirchenkreis mit sieben zusätzlichen Pfarrern ausstatten. Wo diese örtlich und sinnvoll eingesetzt werden, entscheidet die Kreissynode. Ziel soll sein, geistliches Leben zu stabilisieren und durch Präsenz und Beziehung den Mitgliederschwund zu stoppen. Mit der Arbeit in überschaubaren Bereichen entsteht sowohl für den „Ortspfarrer“ als auch für den „Filialpfarrer“ einen Freiraum für „Kundenbindung“ und „Produktinnovation“.

Es wird den Trend der Säkularisierung nicht aufhalten. Aber es ist das, was Gemeinde erwarten darf und was unser Kerngeschäft ist. Wenn das Modell greift, wird es je nach finanziellen Möglichkeiten von Kirchenkreisen und Landeskirche auf drei weitere Kirchenkreise pro Jahr ausgeweitet, sodass der Haushalt nicht plötzlich, sondern allmählich belastet und umgebaut wird. In diesem Zeitrahmen sollte auch die Anwerbung und Zurüstung von Mitarbeitern realistisch sein.

Entgegen kommt dabei, dass es noch Reste von volkswirtschaftlichen Strukturen gibt – oder zumindest die Erinnerung daran. In den meisten Dörfern sind Kirchengebäude und Orgeln mittlerweile in einem guten Zustand – kurz gesagt: Es ist ein guter Zeitpunkt und eine Chance: Wo sich Konsum, Post, Feuerwehr, Kneipe und Sparkasse aus den Dörfern zurückgezogen haben, werden kirchliche Angebote allein deshalb schon fruchtbaren Boden finden.

Es mag sein, dass auch mehr Personal die allgemeine Entkirchlichung nicht aufhält. Aber sicher ist, dass kirchliches Leben ohne Ansprechperson vor Ort ganz zum Erliegen kommt. Unser Pfund ist die Person, die Beziehung aufbaut, Gemein-

schaft und Begegnung ermöglicht, auch in Konflikten vermitteln kann, verlässlich da ist und Zeit hat – für die Seele der Menschen und des Ortes.

Schluss

Ich habe diese Überlegung mit der Illustration eines Gefühls begonnen und vermieden, es theologisch aufzuladen. Es handelt sich um nicht mehr und nicht weniger als eine Kurskorrektur unseres guten alten Kirchenschiffs. Es ist kein Raddampfer und keine Titanic. Es ist ein Clipper, der von unsichtbarer Kraft bewegt werden will. Lasst uns also aus der Kohle aussteigen, Masten setzen und Segel bauen. Die Heizer sollen an Deck kommen, damit sie in der Takelage herumklettern und Ausschau halten: Nicht nach Indien, sondern nach einem neuen Kontinent.

Nachwort

Angeregt hat mich das Memorandum „Reformation in der Krise. Wider die Selbsttäuschung“ von Friedrich Schorlemmer und Christian Wolff (2017). Dazu kommt die Erfahrung, dass große Kirchspiele, meist noch mit einer Vakanzvertretung, zu Lasten seelsorgerlicher und kreativer Arbeit eines Pfarrers gehen. Es ist absurd, wenn ich bei einer Trauerfeier rede, und immer öfter der einzige bin, der den Verstorbenen nie kennengelernt hat.

Ein Gefühl von Überforderung, wie es viele andere Kollegen kennen, habe ich nicht. Ich teile mir eine Pfarrstelle mit meiner Frau. Dazu kommt, dass im Kirchenkreis Schleiz vergleichsweise paradiesische Zustände herrschen: Gemeinden mit 50 Prozent Kirchenmitgliedern und funktionierende Volkskirche machen die Arbeit attraktiv. Aber selbst hier fallen Kollegen durch Überlastung aus und Vakanz ziehen sich über Jahre hin. Was bleibt

dann übrig, als „Dienst nach Vorschrift“ zu machen? Aber wollte ich nicht ursprünglich das Reich Gottes verkündigen? Ich möchte in einer „Firma“ arbeiten, wo irgendwo etwas aufwärts geht und wächst, erlebe aber stattdessen Rückzug und Mangelverwaltung. Was ich beklage, ist die Gefangenschaft in Sachzwängen und das Fehlen einer Vision. Die Niederschrift der Idee an einem Abend vor dem Reformationsfest hat mir wieder Motivation verliehen: Ja, so kann es weitergehen. So kann dieser Beruf wieder Freude machen.

„Jedes Kaff ein Pfaff“ ist mehr als ein Aufschrei gegen weitere Stellenstreichungen. Es ist durchaus ernst gemeint und ich möchte, dass darüber in Kirchenleitung und Gemeinden diskutiert wird. Wie man das am Ende finanzieren soll – das wird sich dann schon finden. Und wenn alles scheitert, haben wir uns einmal etwas getraut.

Nach einem halben Jahr ist mir aufgegangen, dass „Kaff“ bei all seiner begrifflichen Rotzigkeit und des Reimes wegen doch ein gut gewählter Begriff ist: Es ist ein Konzept für den ländlichen Raum. Städte müssen ihr eigenes finden – mehrere Zielgruppen bedienen und alternative Gottesdienste anbieten. Auf dem Dorf und in der Kleinstadt jedoch ist es nunmal der Pfarrer, der Kirche verkörpert und vor allem in seiner Menschlichkeit und Beharrlichkeit geschätzt wird. Sogar manche Schrullen werden ihm nachgesehen, solange er sich am Dorf und den Bewohnern interessiert zeigt und für jeden ansprechbar ist. Ich bin sicher: Persönliche Beziehung ist der Schlüssel für Gemeindeaufbau.

Im Nachhinein bin ich darüber erschrocken, wie erzkonservativ dieses Konzept ist. Es ist alles andere als neu, so war es schon einmal. Es ist also in der Weiterarbeit zuerst

zu fragen, ob die Diagnose (Sirius und Titanic) geteilt wird und ein paar Hauptamtliche pro Kirchenkreis (7-Master-Segelschiff) das geeignete Rezept sind. „Jedes Kaff ein Pfaff“ gab es ja schon einmal bis kurz nach der Wende, als man mit den Einsparungen begonnen hat. Sind damals und heute vergleichbar?

Man kann auch entgegenhalten, dass eine Restitution hinderlich ist, wo Neues wachsen will. Gegenwärtige Überlegungen legen nahe, sich von Amt, Parochie und Gebäuden endlich zu verabschieden. Es ist nur eine Vermutung, dass gerade diese drei unsere Chance sind. Und ich frage mich: Wie nennt man das gleich, wenn sich eine Institution auf ihre alte Form besinnt?

*Pfr. Ingolf Scheibe-Winterberg,
Schleiz*

Dieser Beitrag wurde zuerst veröffentlicht im Hannoverschen Pfarrvereinsblatt 3/2018 (Sommer/Herbst 2018), S. 18 ff. Abdruck mit freundlicher Genehmigung

■ Stellungnahme zu Vorlage 3 Landessynode März 2019 (Eckpunkte-Empfehlungen Arbeitsausschuss Versorgung) von Pfarrerkommission und Kirchenbeamtenvertretung sowie den Berufsgruppenvertretungen aller betroffenen Berufsgruppen

Der Landessynode liegt zu ihrer Tagung im März 2019 in Lindau zum zweiten Mal ein Eckpunktepapier zum Thema Versorgung vor¹. Wir begrüßen, dass wir eine inhaltliche Bewegung feststellen können, allerdings werden weiterhin Kürzungen und weitere Maßnahmen geplant, obwohl die anfänglich angeführten finanziellen Gründe nicht mehr erwähnt werden.

Die Vertretungen der Kirchenbeamt*innen (Diakon*innen, Kirchenbeamt*innen, Religionspädagog*innen und Pfarrer*innen) lehnen die Umsetzung der Empfehlungen des Eckpunkte-Papiers ab.

Das gilt in gleicher Weise für die geplanten Kürzungen von Gehalt und Ruhegehalt sowie die Verlängerung der Lebensarbeitszeit, wie auch für die empfohlene Anhebung der Versorgungumlage.

Wir bitten die Landessynode, die Eckpunkte-Empfehlung abzulehnen und stattdessen zu beschließen, dass die Landeskirche zunächst weiterhin die staatlichen Regelungen für Besoldung und Versorgung übernimmt.

Begründungen:

1. Kirche muss als Dienstherrin verlässlich sein. Die Übernahme staatlicher Regelungen und ihrer Änderungen schafft Rechtssicherheit für alle Beteiligten und spart in Gesetzgebung, Kommentierung

¹ Diese Stellungnahme hat wohl mit dazu beigetragen, dass die Synode das Thema aufgeschoben hat – aufgeschoben ist aber nicht aufgehoben!

und Administration Geld und Arbeitskraft.

2. Die ELKB ist weit von einer finanziellen Notlage entfernt, wie sie in RS 769 beschrieben ist. Es gibt in absehbarer Zukunft keine finanzielle Notwendigkeit für Kürzungen. Auch in den aktuell vorliegenden Eckpunkten ist davon nicht mehr konkret die Rede.

Ein einseitiges „Sonderopfer“ von Personengruppen im öffentlich-rechtlichen Dienstverhältnis ist nur möglich, wenn dies aus sachlichen Gründen gerechtfertigt ist. Dies ist in Zeiten von Rekordsteuereinnahmen nicht der Fall und kann insofern auch nicht plausibel begründet werden. Im Falle einer finanziellen Notlage würden sich die verbeamteten Berufsgruppen, sicherlich zusammen mit allen anderen Berufsgruppen, selbstverständlich konstruktiv an deren Beseitigung beteiligen.

3. Die verbeamteten Berufsgruppen haben in der Vergangenheit bereits über ihren direkten Einsatz hinaus einen kaum zu überschätzenden Beitrag auch zur finanziellen Stabilisierung der ELKB geleistet., z. B.

– Hinausschieben der Durchstufung von A13 auf A14 bei Pfarrer*innen

– Einsatz auf eigentlich höher dotierten Stellen zum Gehalt der jeweiligen Laufbahnstufe,

– Dienst der Ruheständler*innen, die hochprofessionell ehrenamtlich arbeiten in allen Berufsgruppen

– unbezahlter Dienst über die Wochenarbeitszeit hinaus, teilweise

über lange Phasen hinweg oder als professionelles ehrenamtliches Engagement

4. Die geplante Institutionalisierung des Arbeitsausschusses Versorgung darf nicht zur Institutionalisierung eines „Ausschusses für Kürzungsvorschläge“ werden.

Wir befürchten regelmäßige Auseinandersetzungen – ähnlich Tarifverhandlungen – und sähen diese als Gefahr für den innerkirchlichen Frieden. Außerdem würde dies sehr viele Kräfte binden, die für wesentliche Aufgaben in der Kirche gebraucht würden.

Wir begrüßen in diesem Zusammenhang ausdrücklich das Ziel des perspektivischen Eckpunktes (IV. 1. auf Seite 18 des Abschlussberichtes), auf ein durchlässigeres und ein übergreifend gerechtes Besoldungssystem im Sinne des Prozesses „Miteinander der Berufsgruppen“ hinzuwirken, welches sowohl dem Willen zur (Weiter-)Qualifizierung von Mitarbeitenden Rechnung trägt als auch einer flexibleren Stellenpolitik und somit einen wesentlichen Beitrag zu Motivation und Flexibilisierung leistet.

5. Die Heraufsetzung des Pensionseintrittsalters auf das vollendete 68. Lebensjahr wird mit der steigenden Lebenserwartung begründet. Dabei ist unsicher, ob mit der steigenden Lebenserwartung tatsächlich eine länger andauernde Arbeitsfähigkeit verbunden ist. Bereits jetzt erreichen viele Mitarbeitende die Regelaltersgrenze nicht. Damit bedeutet Verlängerung vor allem Kürzung von Bezügen.

Die freiwillige Verlängerung des Dienstes um bis zu drei Jahre über die Regelaltersgrenze hinaus ist bereits jetzt möglich und wird gerade in einem EKD-Gesetz neu gefasst. Es ist begrüßenswert, denjenigen ein längeres Arbeiten zu ermöglichen, die dazu willens und in der Lage sind.

Mit der Umsetzung soll die Errichtung altersgerecht gestalteter Arbeitsplätze im Pfarrdienst, in diakonischen Arbeitsfeldern und in der Verwaltung erfolgen. Wie dies in Konkretion aussehen könnte und was das für die Arbeit in den Gemeinden und Werken bedeuten würde, lässt der Abschlussbericht offen und müsste noch nachvollziehbar beschrieben werden. Der Bereich der Schule ist – vermutlich zu Recht – nicht erwähnt. Auch hier stellt sich bereits aktuell die Frage, wie altersgerechte Arbeit aussehen kann.

6. Die vom Arbeitsausschuss empfohlene „Neuregelung der Vomhundertsätze der jährlichen Sonderzahlung“ ist eine Gehaltskürzung. Die Tarifabschlüsse der aktuellen Tarifrunde im Öffentlichen Dienst der Länder ergab jüngst für diesen Bereich nur ein Einfrieren des jetzigen Wertes der jährlichen Sonderzahlung bis zum Jahr 2021, gleichzeitig jedoch eine Gehaltserhöhung von ca. 8 % bei einer Laufzeit von 33 Monaten.

Der Vorschlag des Arbeitsausschusses berücksichtigt zwar insbesondere in der Aktivbesoldung eine Differenzierung zugunsten der Besoldungsgruppen bis A 11, die empfohlene Kürzung fällt jedoch mit 15 % in der Aktivbesoldung für die darüber liegenden Besoldungsgruppen und mit Kürzungen in der Versorgung für die bis zu A 11 Besoldeten mit 25 % und der übrigen um 31 % deutlich aus. Auch wenn eine längerfristig angelegte Übergangsregelung ermöglichen

soll, sich auf die Kürzungen einzustellen, sehen wir den Vertrauensschutz an dieser Stelle verletzt.

Besonders die Kürzungen der Sonderzahlungen im Ruhestand sind ein Bruch des Vertrauensschutzes. Gerade jene Ruheständler*innen, die nicht den höchsten Ruhegehaltssatz erreicht und in niedrigeren Gehaltsstufen ihren Dienst beendet haben, müssen mit den Sonderzahlungen rechnen. Deren Fehlen wird nicht zuletzt inflationsbedingt zu einem schmerzhaften Einschnitt.

7. Wir begrüßen die einmalige Stärkung des Versorgungsfonds mit einem Betrag von 112,7 Mio. € aus Mitteln des FSGTheol.

8. Die Anhebung der Versorgungsumlage von derzeit 40 % auf 45 % gefährdet den zukünftigen Einsatz kirchlicher Dienstnehmer*innen bei externen Dienstgebern massiv (Schulstiftung, Diakonie, weitere Dienstgeber). Dies betrifft insbesondere ca. 50 % der Diakon*innen, die überwiegend in der Diakonie beschäftigt sind. Im schlimmsten Fall kann dies dazu führen, dass Diakon*innen in diesem originär kirchlich-diakonischen Bereich nicht mehr eingesetzt werden können, da Dienstgeber deren Beschäftigung nicht mehr finanzieren können. Bereits jetzt ist die Versorgungsumlage nicht nur in Einzelfällen eine schwierige Hürde, die nahezu immer verbündet verhandelt werden muss. Weiterhin ist zu bedenken, dass „Eine Erhöhung der Umlage (...) in der Summe keinen Effekt auf den laufenden Haushalt (bewirkt)“ (Abschlussbericht unter III. 5. e. Seite 17).

Fazit:

Auch uns ist bewusst, dass es schwierig ist, sich nach sehr viel Vorarbeit und gründlicher Überlegung anders zu entscheiden als ursprünglich gedacht. Wir bitten

zu bedenken, dass eine begründete Entscheidung gegen etwas auch ein gutes Ergebnis sein kann und damit durchaus für den Prozess und die gründliche Arbeit der Ausschüsse spricht.

Für den Fall, dass eine Mehrheit der Synode eine Entscheidung zu den Eckpunkten zum jetzigen Zeitpunkt für unumgänglich hält, formulieren wir vorsorglich zwei Grundpositionen, um deren Beachtung wir eindringlich bitten und für deren uneingeschränkte Umsetzung wir uns mit allen verfügbaren Kräften und Mitteln einsetzen werden:

1. Sollte es zum jetzigen Zeitpunkt zu Einschnitten in der Versorgung kommen, muss es für die nächsten 15 Jahre eine Bestandsgarantie geben und weitere Einschnitte müssen ausgeschlossen werden. Sollte in diesem Zeitraum – wider Erwarten – eine echte Notlage eintreten, gilt die Zusage der Unterstützung (siehe oben) vollumfänglich.

2. Verzicht auf die Anhebung der Versorgungsumlage bzw. Anhebung nur bei vollem Ausgleich für alle externen Dienstgeber durch die ELKB aus oben genannten, weitreichenden Gründen.

Deshalb bitten wir zu beschließen, zunächst weiterhin die staatlichen Regelungen zu übernehmen und von den dargestellten Planungen Abstand zu nehmen.

In weiterführende Überlegungen und Planungen auch zur langfristigen finanziellen Stabilität der ELKB bringen wir uns gerne ein und sind unsererseits auch weiterhin bereit, die Zukunft unserer Kirche konstruktiv mitzugestalten.

In die aktuellen Prozesse Profil und Konzentration (PuK), Miteinander der Berufsgruppen (MdB) und Landesstellenplan haben sich alle

Berufsgruppen bisher schon mit hohem Engagement eingebracht. Ein Ergebnis im MdB war, dass weiter an einem gemeinsamen Grundverständnis und Grundkonsens im Miteinander in der ELKB gearbeitet werden muss.

Gleichzeitig verweisen wir auf die Formulierung im Bericht des Versorgungsausschusses selbst:

„Im Lauf der Arbeit ist deshalb klar geworden, dass Versorgungsfragen nicht ohne die Verknüpfung mit anderen Kernprozessen betrachtet oder gar entschieden werden können. Nur im Zusammenhang kann die Thematik „Versorgung“ als Baustein einer positiven, theologisch zukunftsfähigen und finanziell gesicherten Entwicklung unserer Kirche verstanden werden.“ Ein solcher

Grundkonsens bedarf der Verlässlichkeit auf Seite der Dienstherrin – vertreten durch die kirchenleitenden Organe – ebenso wie seitens der Dienstnehmer*innen.

für die Pfarrerkommission
Corinna Hektor, Sprecherin

für die Kirchenbeamt*innen in der Kirchenbeamtenvertretung
Gerhard Berlig, Vorsitzender

gez.
Tatjana Winkel
für die Religionspädagog*innen in der Kirchenbeamtenvertretung

Jürgen Hofmann
für die Diakon*innenvertretung

Michael Löhner, 1. Vorsitzender des VERK e.V.

für den Pfarrer- und Pfarrerrinnenverein
Daniel Tenberg, 2. Vorsitzender

Elisabeth Peterhoff für die Leitung der Rummelsberger Diakon*innen

Ordinationsjubiläum 2019

am
Montag, den 22. Juli, 10.30 Uhr
in der St. Johanniskirche Ansbach
mit Landesbischof Prof. Dr. Heinrich Bedford-Strohm
und Oberkirchenrat Prof. Dr. Stefan Ark Nitsche (Nürnberg)
als Festprediger

Mittagessen sowie festlicher
Nachmittag in der Orangerie

Eingeladen sind alle Jubilare und Jubilarinnen, die 1954, 1959, 1969, 1979 und 1994 ordiniert wurden.

Die persönlichen Einladungen hierzu werden aufgrund der Daten aus dem Landeskirchenamt Anfang Mai per Post versendet. Sollten Sie keine Einladung erhalten, so bitten wir um entsprechende Information an die Geschäftsstelle:

Tel. 08 21/ 56 97 48 10 oder per mail info@pfarrerverein.de

update 2

Kult und Kaiphas

Der Kult am Jerusalemer Tempel und seine Repräsentanten

1. Quelle des Segens und Spiegel der biblischen Welt

Im Anschluss an die Gabe der Zehn Gebote erhält das Volk Israel nach der Darstellung im Buch Exodus den Auftrag, einen Altar zu bauen, auf dem es seine Opfer darbringen soll. Den Sinn dieses Unterfangens erläutert Gott wie folgt: „An jedem Ort, wo ich meines Namens gedenken lasse, da will ich zu dir kommen und dich segnen“ (Ex 20,24). In der Erzählwelt des Exodusbuches handelt es sich um einen provisorischen Altar, wie er sich in der Wüste leicht herstellen lässt – aber wie alle Kultvorschriften des Pentateuch ist auch diese transparent auf das Jerusalemer

Heiligtum der nachexilischen Zeit hin. In der Lebenswelt der Erzähler ist also der große Brandopferaltar im Tempel der Ort, an dem Gott zu seinem Volk kommt, um es zu segnen – also seine Lebensbedürfnisse in umfassender Weise zu stillen (vgl. z. B. Lev 26,3-13). Unter dieser Verheißung stehen die kultischen Vollzüge der biblischen Welt.

1.1 Die räumliche Struktur

Der Ort dieses Kultes bildet architektonisch die in konzentrischen Kreisen geordnete biblische Welt ab.

Im Zentrum, dem Allerheiligsten, ist Gott selbst bzw. eine seiner

Vergegenwärtigungsgestalten¹ präsent. Im nächsten Kreis agieren die Priester, die Nachkommen Aarons. Der folgende Kreis ist für die männlichen Angehörigen des Volkes Israel reserviert. In einem weiteren dürfen sich auch Israelitinnen aufhalten. Den äußeren Kreis, der für die Völker der Welt ebenfalls zugänglich ist, hatte der König Herodes im Zuge seiner Tempelrenovierung ab 21 v. Chr. großzügig erweitern lassen und damit das größte Heiligtum der antiken Welt geschaffen.

1.2 Der Altar als „Postfach“ Gottes

Unmittelbar vor dem Allerheiligsten, im für die Priester reservierten Bereich, stand der große Brandopferaltar. Er maß 5x5x2 Meter. Im Tempelgebäude selbst, aber noch vor dem Vorhang, der das Allerheiligste abtrennte, befand sich ein kleinerer vergoldeter Weihrauchaltar. Auf dem Brandopferaltar wurden die für Gott bestimmten Teile des Opfers verbrannt. Außerdem wurden an ihm Blutriten vollzogen. Nach biblischer Vorstellung ist das Blut der Sitz der Lebenskraft (nefesch [im Gefolge der LXX meist mit „Seele“ übersetzt]) aller Lebewesen (Gen 9,4ff). Das Blut ist menschlicher Nutzung – abgesehen von kultischen Zwecken (Lev 17,10ff) – entzogen, es muss dem Geber des Lebens zurückgegeben werden. Dazu fangen die Priester das Blut auf, das bei der Schlachtung durch Durchtrennen der Halsschlagader austritt, gießen es an das Fundament des Altars oder sprengen es ringsum an den Altar (Lev 1,5; 3,2; 4,7). Auf diese Weise kehrt das Blut

¹ Dass Gott nicht selbst in einem Tempel wohnt, wusste schon Salomo, der Erbauer des ersten Jerusalemer Heiligtums (1Kön 8,27ff). Gott vergegenwärtigt sich im Tempel durch seinen Namen oder seine Kavod (meist übersetzt mit Ehre oder Herrlichkeit – der Wortlaut lässt eher an Gewicht oder Wichtigkeit denken).

– also das Leben – zu dem zurück, der es gegeben hat. Dieser Vorgang lässt deutlich werden, welche Funktion der Altar hat. Er ist – in einem modernen Bild gesprochen – das Postfach Gottes. Was auf ihm oder an ihm appliziert wird, kommt auch bei Gott an.

2. Die täglichen Opfer

Der Tag im Tempel begann für die diensthabenden Priester vor Sonnenaufgang mit den Vorbereitungen für das Darbringen der morgendlichen Opfervollzüge. Der Mischnatraktat Tamid berichtet davon, dass die einzelnen Aufgaben unter den Priestern ausgelost wurden. Dazu gehörten unter anderem das Beseitigen der Asche vom Abendopfer, das Aufrichten neuer Scheiterhaufen auf dem Brandopferaltar, das Reinigen des Weihrauchaltars, das Darbringen des Weihrauchopfers, das Schlachten des Lammes für das morgendliche Opfer, das Zubereiten und Darbringen der einzelnen Opferteile.

Bei Sonnenaufgang mussten die Vorbereitungen abgeschlossen sein. Die Tore des Tempels wurden geöffnet und das morgendliche Brandopfer konnte dargebracht werden. Dazu wurde das Tier geschlachtet, sein Blut wurde aufgefangen und am Altar appliziert, es wurde abgehäutet und zerlegt. Danach wurden seine Glieder über eine Rampe auf den Altar gebracht und ins Feuer geworfen. Bei diesem Opfer handelte es sich um eine Olah, also um ein Opfer, das durch Verbrennung ganz Gott übereignet wurde („Ganzbrandopfer“, LXX: Holokautoma). Menschen hatten anders als bei anderen Opferarten keinen Anteil daran. Nach Ex 29,38ff und Num 28,3f sollte zu Beginn des Tages im Tempel und an dessen Ende je ein Lamm geopfert werden. Dieses Opfer wurde von Trankpenden und einem vegetabilen Opfer begleitet. Es wurde Tamid

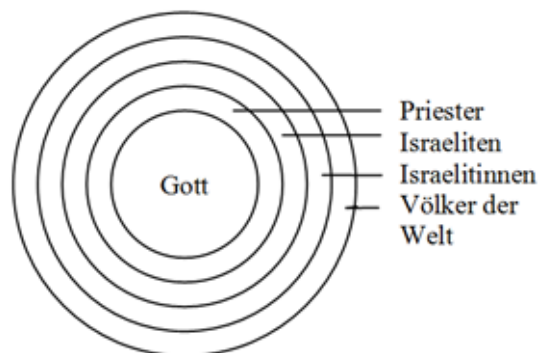
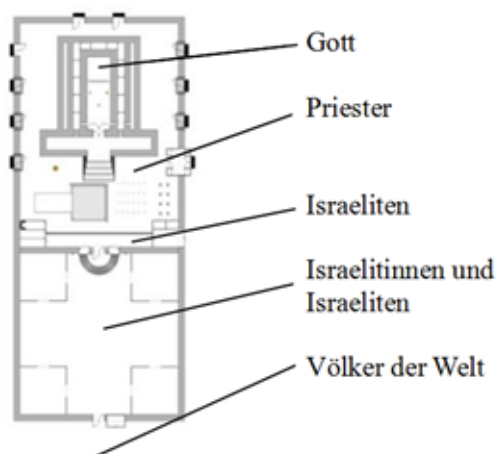
(immerwährend) genannt, weil seine Bestandteile ohne Unterlass auf dem Altar schmorten. Die bei Tag und bei Nacht aufsteigende Rauchsäule symbolisierte gleichsam die unaufhörliche Verbindung zwischen Gott und seinem Volk, die in Ex 29,42ff verheißen wird.

Der Dienst am Weihrauchaltar galt als besondere Ehre und wurde ebenfalls durch das Los bestimmt. Dies bezeugt noch in vormischnischer Zeit Lk 1,8ff. Nach mTamid 7,2 sprachen die amtierenden Priester zum Abschluss der morgendlichen Kultvollzüge den sog. aaronitischen Segen (Num 6,24ff) über den Anwesenden.

Das abendliche Tamidopfer, mit dessen Vorbereitungen gegen 15 Uhr begonnen wurde, unterschied sich nur in Details von seinem morgendlichen Gegenstück. Die Priester, denen morgens eine bestimmte Aufgabe zugewiesen worden war, hatten diese auch abends zu verrichten. Nur das Weihrauchopfer wurde neu ausgelost. Nach dem Ende dieser Rituale wurden die Tempeltore für die Nacht geschlossen.

3. Die Feste

An Sabbaten, Neumonden und Festen blieb die oben geschilderte Grundstruktur der Kultvollzüge gleich, allerdings wurde sie durch Opfer für den Feiertag ergänzt (vgl. Num 28,9f). Die Tora sieht vor, dass das Volk Israel anlässlich dreier Feste eine Wallfahrt zum Tempel unternimmt. Dabei handelt es sich um das Pessachfest im Frühjahr, das fünfzig Tage später stattfindende Wochenfest (Schavuot) und das den Festkreis im Herbst beschließende Laubhüttenfest (Sukkot). Im Blick auf die sozioökonomischen Verhältnisse im Land Israel war es völlig unmöglich, dass jeder Israelit sich dreimal im Jahr für mehrere Wochen von seinem



heimatlichen Besitz entfernt, um nach Jerusalem hinauf zu ziehen. Viele taten dies nur einmal in ihrem Leben. In jedem Fall wurden während der Wallfahrtsfeste von den Pilgern private Opfer dargebracht. Dies erhöhte die Zahl der Opfer signifikant. Um dem Rechnung zu tragen, begann der morgendliche Tempeldienst schon in der Nacht. Bei den Opfern, die die Festpilger darbrachten, handelte es sich nicht um Ganzopfer. Vielmehr wurden die einzelnen Opferteile aufgeteilt: Gott bekam seinen Teil, ebenso die diensthabenden Priester, und das Fleisch des Tieres wurde von den Pilgern gegessen (vgl. Lev 7,11ff., auch Lev 3,1ff.), so dass man von einer Mahlgemeinschaft zwischen Gott und den Opfernden sprechen kann.

Besondere Anforderungen an die Organisation des Rituals brachte die Schlachtung der Pessachlämmer am Nachmittag des 14. Nisan mit sich. Mehrere tausend Lämmer mussten für die in Jerusalem anwesenden Festgemeinschaften geschlachtet werden. Nach den antiken Quellen wurde diese Herausforderung im „Schichtbetrieb“ bewältigt (vgl. mPessachim 4,7). Strenggenommen handelte es sich dabei nicht um ein Opfer, weil die Schlachtenden das Tier komplett mitnehmen und außerhalb des Tempels zubereiten konnten, allein das Blut wurde von Priestern aufgefangen und an den Altar appliziert.

4. Die privaten Opfer

Im Lebenskreis gab es Situationen, für die die Tora ein bestimmtes Opfer vorgesehen hat. Dazu gehörten Opfer anlässlich von Kontaktstörungen zwischen Mensch und Gott. Solche Kontaktstörungen konnten durch natürliche Vorgänge auftreten wie z.B. Geburt (Lev 12); ansteckende Hautkrankheiten (Lev 13); krankhafte Genitalausflüsse (Lev 15), sie konnten aber auch durch menschliches Fehlverhalten verursacht werden (Lev 4). Zu den Ritualen, die Gott dem Menschen zur Beseitigung dieser Störungen eingeräumt hat, gehörte in jedem Fall ein „Sünd-“ bzw. „Schuldopfer“ (Lev 12,6; 14,12; 15,15.30). Unabhängig davon konnten Menschen den Wunsch verspüren, ihrem Gott durch ein Opfer für bestimmte Widerfahrnisse zu danken. Manche verpflichteten sich dazu im Vorhinein durch ein Gelübde. Die Wallfahrtsfeste waren besonders geeignete Zeiten für solche Opfer. Aber natürlich stand es jedem Israeliten frei, zwischen dem morgendlichen und dem abendlichen Tamidopfer ein privates Opfer im Tempel darzubringen.

Exkurs: Jesus und der Tempel

In der Forschung ist oft erwogen worden, dass Jesu Tempelaktion (Mk 11,15ff) insgeheim darauf zielte, den biblischen Opferkult zu sabotieren. Die Synoptiker berichten

davon, dass Jesus die Geldwechsler und Händler aus dem Tempel (vermutlich aus der von Herodes an der Südseite des Tempelareals errichteten Säulenhalle) vertrieben hatte. Geldwechsler brauchte man, um die landesübliche Währung gegen den am Tempel in Geltung stehenden Silberschekel einzutauschen, den männliche Israeliten jährlich zu entrichten hatten, um so den Opferkult zu finanzieren. Viehhändler waren ebenfalls unabdingbar, wenn man sich vor Augen führt, dass nur unversehrte Tiere geopfert werden durften. Welcher Pilger aus dem entlegenen Galiläa hätte das Risiko auf sich genommen, ein Opfertier auf dem beschwerlichen Weg nach Jerusalem mit sich zu führen? Sicherer war es, das Tier in Jerusalem selbst zu kaufen. Wenn Jesus beides unterbindet, muss das nicht bedeuten, dass er sich dem Tempelkult an sich vehement in den Weg stellte? Dieser Schluss ist im Licht der archäologischen Befunde nicht zwingend. Unterhalb des Tempelareals hat man antike Straßen und Ladenlokale ausgegraben, die für die genannten Transaktionen mehr als geeignet gewesen wären. Nimmt man die von den Synoptikern überlieferten Jesusworte ernst, wäre es Jesus lediglich darum gegangen, auch den Teil des Tempelareals, der nichtjüdischen Menschen zugänglich war, seiner eigentlichen Bestimmung zuzuführen: Dort sollten die Völker beten und dem Gott Israels ihre Reverenz

erweisen können. Jesu Tempelaktion wäre demnach ein Zeichen der Hochschätzung für die Bedeutung dieses Ortes gewesen. In der johan-neischen Fassung dieser Episode hat sich die Erinnerung daran noch bewahrt (Joh 2,17) – und wie sollte man es erklären, dass die sog. Ur-gemeinde den Tempel regelmäßig besuchte (Apg 2,46), wenn Jesus mit ihm gebrochen hätte?²

5. Das Kultpersonal

5.1. Priester und Leviten

Zum Dienst am Tempel waren nur Nachkommen des Jakobsohns Levi zugelassen. Dabei unterscheidet die Tora zwischen Leviten im weiteren Sinn und Nachkommen Aarons im engeren Sinn. Nur letztere durften als Priester fungieren (Ex 28,1). Mehr als einmal ergeht die Warnung: „Der Fremde, der sich naht, wird sterben“ (Num 3,10). In der biblischen Welt wurde das Amt des Priesters (Kohen) vererbt. Priester hatten nach der Darstellung des Pentateuch vor allem zwei Funktionen, sie waren die Experten in den Kultvollzügen, die den sachgemäßen Umgang mit Fleisch und Blut beherrschten. Außerdem waren sie Fachleute für ansteckende Hautkrankheiten bzw. Schimmelbefall an Häusern (Lev 13,1ff.). Sie hatten den Status rein oder unrein festzustellen. Im Nehemiabuch erscheinen sie zugleich als Toragelehrte, die dem Volk den Willen Gottes vermittelten (Neh 8,9).

5.2 Der Hohepriester

In nachexilischer Zeit bildet sich das Amt eines kohen gadol – großen Priesters – heraus, der nach dem Provinzstatthalter als zweiter Mann im Staat fungierte (Hag 1,1).³ Die LXX übersetzt dieses Amt meist mit hiereus megas (großer

2 Vgl. Vahrenhorst, Kult, Abschnitt 2.2.

3 Vgl. Schaper, 1835.

Priester [vgl. Lev 21,10]). Das Wort archiereus (Oberpriester), das später auch Eingang in den Sprachgebrauch des NT findet, begegnet vor allem in den Büchern, zu denen sich keine hebr. Vorlage erhalten hat (vgl. 1Esdr 5,40; 1Makk 10,20). Bis zur Regierungszeit Antiochus IV Epiphanes führten die Träger dieses Amtes ihre Herkunft auf Zadok zurück (1Kön 2,35; Sir 51). Allerdings war es wohl schon vor seiner Regierungszeit zu Spaltungen im zado-kidischen Lager gekommen – und zwar bezüglich der Frage, wie man sich zu Hellenisierungstendenzen verhalten sollte.⁴ Der seleukidische Herrscher setzte ein Mitglied einer anderen Familie in dieses Amt ein und die Makkabäer reservierten es danach für sich. Im Kontext dieser Wirrungen zog sich wohl ein Teil der Zadokiden um den Lehrer der Gerechtigkeit (oder wie man heute übersetzt: den Rechtsanweiser) aus Jerusalem zurück.⁵ Die Stimme seiner Anhänger und vielleicht auch seine eigene hören wir in einigen der in Qumran gefundenen Schriften (Damaskusdokument, 4QMMT). Herodes schließlich nahm gar keine Rücksicht auf die Abstammung des Hohenpriesters und setzte nach Gutdünken Angehörige verschiedener priesterlicher Familien ein und wieder ab. Die römische Verwaltung tat es ihm gleich. Die Forschung beschreibt die Zustände im besonders turbulenten zweiten Jahrzehnt des 1. Jahrhunderts treffend als „revolving-door high priesthood“.⁶

5.2.1 Kultische Bedeutung

Der Hohepriester konnte sich bei den täglichen Kultvollzügen, von anderen Priestern vertreten lassen, musste also selbst dabei nicht anwesend sein. Allein die Rituale des Jom Kippur konnte nach Lev 16 niemand außer ihm vollziehen.

4 Vgl. Maier, 44.

5 Vgl. dazu Müller, 53ff.

6 Brown, 410.

Analysiert man die biblischen Quellen, so zeigt sich, dass die Kultvollzüge dieses Tages in zwei Richtungen wirkten. Der bekannte Sündenbock-Ritus zielte darauf, eine Distanz zwischen den Sünden des Volkes und diesem selbst zu schaffen. Die Verfehlungen wurden dem Bock aufgelegt und mit ihm in die Wüste geschickt. Das hatte zur Folge, dass die negativen Folgen ihrer Verfehlungen den Menschen nicht mehr schaden konnten. Die eigentlichen Opfervollzüge dienten hingegen der Reinigung des Tempels und seines Inventars von allen Unreinheiten, die sich im Laufe eines Jahres dort angelagert hatten.⁷ Aufs Ganze gesehen ermöglichte dieser Tag dem Volk, frei von den Folgen seines Tuns zu leben, und er schuf die Voraussetzungen dafür, dass Gott im Heiligtum anwesend bleiben konnte. So garantierte dieser Tag den segenspendenden Charakter des gesamten Kultes.

5.2.2 Der Hohepriester Josef Bar Kaifa (Kaifas)

Der neue römische Kaiser Tiberius sandte kurz nach seinem Amtsantritt Valerius Gratus als Statthalter nach Judäa. Von diesem weiß Josephus kaum mehr zu berichten, als dass er zunächst den Hohenpriester Annas absetzte und ihm in schneller Folge drei weitere Hohepriester folgen ließ, bis er Josef Bar Kaifa im Jahre 18 n. Chr. das Amt übertrug (Ant 18.2.2). Kaifas konnte sich in dieser Position bis zu seiner Absetzung durch Vitellius im Jahr 37 halten (Ant 18.4.3). Josephus ver-rät über die Amtsführung oder den Charakter von Kaifas leider nichts.

Das NT ist in dieser Hinsicht gesprächiger, wenngleich seine Angaben nicht frei vom Verdacht polemischer Färbung sind. Mt 26,3 und 57 erwähnt Kaifas namentlich als Hohenpriester, von dem Jesus nach seiner Gefangennahme noch 7 Vgl. Eberhart, 48

in der Nacht verhört wurde. Markus und Lukas berichten ebenfalls von dieser Begebenheit, nennen den Namen aber nicht.

Nach der Darstellung des Johannesevangeliums wird Jesus zunächst zu Kaifas' Schwiegervater, dem ehemaligen Hohenpriester Annas gebracht. Dieser war nach seiner Absetzung keineswegs in der gesellschaftlichen Versenkung verschwunden. Immerhin wurden fünf seiner Söhne später selbst Hohepriester. Nach Joh 18,24 ließ er Jesus gefesselt zu Kaifas bringen. Aus dieser Notiz mag man entnehmen, dass Annas das ab Joh 18,19 geschilderte Gespräch mit Jesus geführt hat. Dann wäre es wohl nicht unüblich gewesen, auch einen abgesetzten Hohenpriester noch unter diesem Titel auftreten zu lassen, wie es Johannes tut.

Kaifas selbst ergreift in der Johannespassion nicht das Wort, er leitet Jesus lediglich zu Pilatus weiter (Joh 18,24). Das entspräche seiner Funktion als Kontaktperson der römischen Verwaltung.

Wesentlich eindrücklicher ist sein Auftritt in Joh 11,47ff. Die zur Beratung versammelten Autoritäten schätzen die Lage realistisch ein: Jesus erfährt auch in Jerusalem und Umgebung aufgrund der von ihm vollbrachten Zeichen großen Zulauf. Dies konnte von der römischen Besatzungsmacht kritisch beäugt werden – und schließlich könnte diese sich gezwungen sehen, zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung hart durchzugreifen.

Für die Versammelten würde das bedeuten, dass sie die Kontrolle über „den Ort“ (gemeint sein könnte der Tempel) und „das Volk“ verlieren (Joh 11,48). Kaifas unterbreitet in dieser Situation einen unter verantwortungsethischen Gesichtspunkten kaum zu bean-

standenden Vorschlag: Es ist besser, den Verursacher dieses verdächtigen Volksauflaufs zu beseitigen, als das ganze Volk den römischen Zwangsmaßnahmen auszusetzen.

Es ist durchaus möglich, dass das Johannesevangelium hier eine historisch zutreffende Erinnerung bewahrt hat, die erklärt, warum es in der causa Jesu zu der von keiner Quelle bestrittenen Zusammenarbeit zwischen Tempelaristokratie und römischer Statthalterschaft kam. Auf der Ebene des Johannesevangeliums findet dieses Drama allerdings in Wahrheit auf einer anderen Bühne statt. Kaifas redet prophetisch. Das kann er qua Amt als Hoherpriester (Joh 11,51). Diese Überzeugung teilt Johannes mit Philon, bei dem sich die Notiz findet, dass jeder wahre Priester auch ein Prophet sei (SpecLeg 4,192).

Josephus berichtet davon, dass Johannes Hyrkan von Gott mit einem dreifachen Amt betraut worden sei: der Führung des Volkes, dem Hohepriesteramt und der Prophetie (Ant 13.10.7). Nach der Auffassung des Johannes spiegeln Kaifas' Wort nicht politisches Kalkül, sondern Gottes Heilsplan.

Im lukanischen Doppelwerk begegnet Kaifas zweimal, einmal in einer Datumsangabe (Lk 3,2), und ein zweites Mal in Apg 4,6. Hier begegnet er neben Annas, der auch hier Hoherpriester genannt wird und zwei weiteren namentlich genannten Funktionären als Glied des Gremiums, vor dem sich Petrus und Johannes nach einer Heilung im Tempelareal zu verantworten haben.

Eine letzte Quelle bietet vermutlich den hebräischen Namen Kaifas: Jehosef bar Kaifa. Er ist in ein kunstvoll verziertes Ossuar aus Kalkstein eingeritzt, das im Jahr 1990 in Jerusalem unweit der antiken Oberstadt gefunden wurde.

6. Ausblick

Nach der Zerstörung des Tempels im Jahr 70 gelang es dem sich neu formierenden Judentum eine Religion ohne Tempel zu entwickeln. Vorbereitet wurde dies sicherlich durch die Erfahrungen der Diasporagemeinden, die sich dem Tempel in Jerusalem zwar verbunden fühlten und ihn auch finanziell unterstützten, ihr Leben jedoch ohne ihn gestalteten. Auch die Pharisäer, die dem Alltag kultische Dimensionen gaben, haben Vorarbeiten geleistet. Für die Rabbinen traten Gebet, Studium der Tora und die Taten der Barmherzigkeit an die Stelle des Kultes. Priester spielen in ihrer Welt – und in der Konsequenz bis heute – keine besondere Rolle mehr. Dennoch ist die Erinnerung an priesterliche Herkunft bei manchen jüdischen Familien noch lebendig. Sie spiegelt sich in Namen wie Cohen, Kagan oder Katz. Wer zu einer solchen Familie gehört, darf Friedhöfe nur bei der Beerdigung naher Verwandter betreten und auch keine geschiedene Frau heiraten. An ihren Status erinnert allein die Sitte, Priester zuerst zur Toralesung aufzurufen und ihnen das Sprechen des aaronitischen Segens im Gottesdienst zu überlassen.

Literatur

- Backhaus, K., Art. Hohepriester, WiBiLex 2010
Brown, R.E., Death of the Messiah. A Commentary on the Passion Narratives in the Four Gospels, 1998
Eberhart, C.A., Was ist ein Opfer? in: Kraus, W. / Rösel, M. (hgg.), Update-Exegese 2.1. Ergebnisse gegenwärtiger Bibelwissenschaft, Leipzig 2015, 42–50
Metzner, Rainer, Kaifas. Der Hohepriester jenes Jahres: Geschichte Und Deutung (Ancient Judaism and Early Christianity, Band 75), Leiden: Brill 2010.

Liebe Leserin, lieber Leser!

19. Februar 2019: Der Herrnhuter Lehrtext spricht von Jüngern. Dieses Wort geht mir nach. Ein Sprachspiel dazu: „Man bleibt immer Jünger, auch wenn man älter wird.“

Im Drogeriemarkt greife ich nach der Kundenzeitschrift, weil offensichtlich etwas über Singen im Chor drinsteht. Das spricht mich an, weil ich selber im Chor singe. Aber innendrin finde ich gleich zweimal was über Meister*innen und Jünger*innen. Dagi Bee ist eine Influencerin und hat knapp 4 Millionen Abonnenten auf YouTube. Die Beilage vom Verlag Freies Geistesleben führt dorthin, wo ich es geahnt habe: zur Waldorfpädagogik und zu Rudolf Steiner.

Offensichtlich begibt sich der Mensch immer wieder auch freiwillig in Abhängigkeiten. Er möchte sich wo anlehnen. Er braucht jemand, der ihm einen Weg zeigt, braucht Vorbilder, Leitbilder, Heilige, Stars. Und dazu gehört auch, das Vorbild nicht zu erreichen. Oder gelegentlich doch.

Jesus ist ein Influencer und hat so um eine Milliarde Fans, Abonnenten, Likes ... auch in Social Media, aber keineswegs nur. Dass er als Vorbild unerreichbar, jedenfalls nicht zu toppen ist, hat er selbst gesagt (Lukas 6, 40).

Und das ist alles nicht nur was für Junge. Jugendliche Begeisterung mag im Lauf der Jahre verrauchen. Aber von jemand geprägt zu sein kann das ganze Leben anhalten, sicherlich mehr oder weniger intensiv. „Wachst in eure Ideale hinein, damit das Leben sie euch nicht nehmen kann“ sagt Albert Schweitzer, den ich von fern als meinen Meister bezeichnen könnte. Und ein wenig Begeisterung kann bleiben. Für Jesus, den Meister aller Meister, den unsichtbaren Meister, der uns mitunter fühlbar nahe ist (EG 251, Vers 4). Nicht im Rausch, sondern nüchtern. Vielleicht war das Boot auf dem See Genezareth im Sturm ja auch überladen ... Und dass Jesus für eine Hochzeit gleich 600 l Wein bereitgestellt hat, wo doch Leute im Rausch alles Mögliche tun, u. a. Hässliches ... Ich glaube nicht, dass wir als Fans, Jüngerinnen, Liker kritiklos sein müssen, als Christen jedenfalls nicht. Das macht für mich auch ein gutes Stück der Faszination am christlichen Glauben aus. Und das zeigt mir, wie wichtig Theologie ist. Sie hilft, den Glauben zu verbreiten und den Zweifel ernst zu nehmen. Sie hilft uns Menschen ernst zu nehmen. Wir setzen unser Menschsein aufs Spiel, wenn wir uns von Meinungsdictatoren zu gesichtslosen Applausmassen degradieren lassen. Wahre Meister beantworten die Fragen ihrer Schüler, ihrer Jünger*innen, und verlangen nicht kritiklose Unterwerfung. Auch nicht Chorleiter*innen ...

Ihr CW

Müller, K., Neutestamentliche Wissenschaft und Judaistik, in: Doerin, L. / Waubke, H.-G. / Wilk, F. (Hgg.), Judaistik und neutestamentliche Wissenschaft. Standorte – Grenzen – Beziehungen. Göttingen 2008, 32-60
Safrai, S., 1987, The Temple, in: S. Safrai / M. Stern (Hgg.) The Jewish People in the First Century, CRINT I/2, Assen / Philadelphia, 865-907
Schaper, J. Art. Hohepriester, RGG 3 (2000), 1835-1836
Schürer, E., 1979, The History of the Jewish People in the Age of Jesus Christ (175 B.C.–A.D. 135). hg.v. G. Vermes / F. Millar / M. Black, Bd. II, Edinburgh, 227-236
VanderKam, J.C., 2004, From Joshua to

Caiaphas. High Priests after the Exile, Minneapolis, Minn. Assen 2004
Vahrenhorst, M. Art. Kult, WiBiLex 2014

*PD Dr. habil. Martin Vahrenhorst,
Saarbrücken*

Leider sind in dem Artikel „... zur Vergebung der Sünden“? von Kollegen Wiederanders (Korrespondenzblatt März 2019, S. 54 ff.) auf S. 56 einige Zeilen beim Satz „unter den Tisch gefallen“. Bedauere!

Hier der ganze Abschnitt mit den „unterschlagenen“ Zeilen in **Fett-druck**:

Das „Lösegeld“ Wort

Markus überliefert im zehnten Kapitel das Jesuswort: „Der Menschensohn ist gekommen sein Leben zu geben als Lösegeld für viele“ (Mk. 10,45). Um das Lösegeldwort zu deuten wird meistens Jes. 53,5 zu Hilfe gezogen: „Er wurde verwundet wegen unserer Übertretungen und geschlagen wegen unserer Sünden; die Strafe liegt auf ihm und durch seine Wunden werden wir geheilt.“ Und wenn später in Vs. 12 von seinem „Tod“ für „die Sünden der Vielen“ die Rede ist, dann müsste es klar sein: Jesus starb, um uns Sündenvergebung zu schenken. Doch mit welchem Recht wird diese Jesaja-Stelle herangezogen, um das Lösegeld Wort zu verdeutlichen? Gibt Jesus selber einen Hinweis auf eine Bibelstelle, die helfen soll seine Aussage zu verstehen? Die Antwort lautet „Ja“ und zwar durch das Stichwort „Lösegeld“. Allerdings sucht man in der Jesaja Stelle vergeblich nach dem Wort „Lösegeld“. Holen wir eine Konkordanz zu Hilfe so ergibt sich, dass das Wort „Lösegeld“ (rpk - 13mal als Nomen im A. T.) eher in Verbindung mit Erlösung von dem Tod (bzw. für das Leben) ge-

braucht wird. Allen voran ist Psalm 49 zu nennen. Lassen wir die Stelle für sich selbst sprechen: „Kann der Mensch an Gott ein Lösegeld geben, ... dass er ewig lebe und die Grube nicht sehe?“ (Ps. 49,8-9 - ähnlich Hiob 33,24). Das Wort „Lösegeld“ wird im A.T. niemals als Erlösung von den Sünden gedacht (da benutzt das Alte Testament das Wort „Sühneopfer“ bzw. „Sündenopfer“). Da liegt es sehr nahe, Jesu Lösegeld Wort von Ps. 49 und nicht von Jes. 53 her zu deuten. Das bedeutet, Jesus gibt sein Leben als Lösegeld für den ewigen Tod und nicht zur Vergebung der Sünden. Diese Deutung wird von anderen Jesu Worten bestätigt, wie z.B. Jn. 3,14: „Wie Mose die Schlange erhöhte, so muss der Menschensohn erhöht werden, dass wer an ihn glaubt nicht verloren geht, sondern das ewige Leben hat.“ Jesus redet immer wieder davon, dass er die Menschen vom Tod erretten wird, doch nirgendwo redet er von der Sündenvergebung durch einen stellvertretenden Tod.

Der Schriftleiter

Aussprache

„... zur Vergebung der Sünden“? (Korrespondenzblatt 3/2019 von Jay Wiederanders)

In der Intention kann ich dem Verfasser zustimmen, in der Argumentation nicht. Er glaubt Protest von einigen Lesern zu hören – hier ist ein Protest, allerdings in entgegengesetzter Richtung. Es dürfte doch

unschwer zu erkennen sein, dass das Lösegeld-Wort in Mk. 10, 45 kein Jesus-Wort ist, sondern ein Kommentar aus der Gemeintheologie des Markus.

Hätte es in der Antike schon Anführungszeichen gegeben, so hätte nach „...Knecht“ ein Schlusszeichen kommen müssen. Wir können doch nicht die exegetischen Erkenntnisse bei dogmatischen oder liturgischen Überlegungen beiseite lassen, auch beim Predigen nicht.

Aus Jesaja 53, 12 leitet der Verfasser ab „dann müsste es klar sein: Jesus starb, um uns Sündenvergebung zu schenken.“

Jesaja 53 als Weissagung auf Jesus? Hat nicht vielmehr Jesaja 53 als Vorlage für die Einzelheiten der Passionsgeschichte in den Evangelien gedient?

Wir können doch nicht historisch-kritische Exegese lernen und hinterher die Bibel als Biblizisten lesen. Ich kann das jedenfalls nicht.

Alle Punkte, die der Verfasser diskutiert, erledigen sich bei kritischer Exegese von selbst.

Wilhelm Grillenberger, München

Bücher

Richard Riess: Wie ein Gesang des Regenbogens. Gedichte. Mit Bildwerken von Helmut Ammann. Oberhausen: Athena-Verlag 2007. 143 S. (edition exemplum) ISBN: 978-3-89896-307-7

Dem Buch vorangestellt ist ein Wort von Antoine de Saint-Exu-

péry: „Man kann nicht mehr leben von Eisschränken, von Politik, von Bilanzen und Kreuzworträtseln. Man kann es nicht mehr. Man kann nicht mehr leben ohne Poesie, ohne Farbe, ohne Liebe.“ Die Gedichte sind lose zusammengefasst in einzelnen Abschnitten: Lehren aus dem Leben, Botschaft der bedrohten Schöpfung, Adagio des Abschieds, Die Präsenz der Psalmen, Lieder vom Himmel. Z. B.: „Das Zeichen“: Kain trägt es auf der Stirn und Jakob, dem die Hüfte verrenkt wird... Ich aber, den Pfeil schon im Rücken, weiß doch, dass das Heil aus den Tiefen der Wunde kommt.“ Z. B.: „Bedrohte Schöpfung, Schluss: Wäre da nicht das Wort, das es trägt in den Äonen der Zeit und über den Tiefen des Wassers und in den Alpträumen der Nacht wie schon die Arche den Noah.“ Ein ganzes Spektrum von Erfahrungen ist vertreten, Höhen und Tiefen des Lebens, die Verletzung der Schöpfung, der Schmerz des Abschieds, die Stationen des Jahres, die Ankunft des Engels.

Gewidmet ist das Buch dem Bildhauer, Maler, Sprachschöpfer und Weltbürger Helmut Ammann, geb. 1907 in Shanghai, gest. 2001 in Pöcking am Starnberger See. „Er hat ungezählte Menschen an die Welt der Bilder und Psalmen, der Engel und der Apokalypsen des Menschen herangeführt und in ihnen eine Ahnung von dämonischen Schrecken wie von der Erlösung der Schöpfung am Ende der Zeit geweckt.“ In sein Tagebuch schrieb Ammann am Heiligen Abend des Jahres 1950:

„Ich hab es nicht verdient – heut noch tausend Schwächen
Seh ich aus meinem Holz die Blüte brechen.
Die Werkstatt schloß ich – dankbar und betroffen.
Oft ging ich anders fort – fast ohne Hoffen.
Doch oft, an andern unbekanntem Tagen

Wurd ich vom Meere wie ein Schiff getragen.

Mich überflügelte und rief ein Ruder.

Ich folgte blind. Nun knie ich am Ufer.“

So wird das vorliegende Buch zu einer Doppelbegegnung: einmal mit dem praktischen Theologen Richard Riess und seinen durchmeditierten, von der Botschaft der Bibel getränkten Versen, die selber eine Botschaft haben; zum andern mit dem begnadeten Künstler Helmut Ammann und seinem Werk.

*Martin A. Bartholomäus,
Neuendettelsau*

Julie Barton: Doktor Hund. Wie mein bester Freund mich aus der Depression befreite. München: Knauer Verlag 2017, 272 Seiten, Aus dem Amerikanischen übersetzt von Elisabeth Liebl

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel: „How My Dog Saved Me from Myself“.

Das Buch ist zum einen eine Autobiographie einer jungen Frau und zum anderen die Geschichte einer tiefen Depression mit allen ihren unerklärlichen Symptomen. Da ist das Bedürfnis, ständig zu schlafen, der Auseinandersetzung mit sich und anderen Menschen aus dem Wege zu gehen; da ist der jahrelange Streit mit ihrem Bruder; da sind sehr kurzlebige Begegnungen mit anderen Männern, die nur Enttäuschung und Verbitterung hervorrufen. Keiner dieser Männer will bei ihr bleiben und liebende Verantwortung für sie übernehmen. Das schlägt sich auch in der Verrohung der Sprache nieder. Das Aufstehen am Morgen fällt Julie schwer angesichts von Einsamkeit, Selbstvorwürfen und Gedanken an Sterben und Tod. Sie fühlt sich allein gelassen in ihrer Suche

nach einem Ausweg. Ein Therapeut bestätigt ihr als Diagnose: „Automatisches negatives Denken“. Die negativen Gedanken bemächtigen sich ihrer immer mehr. Anhaltende Weinkrämpfe sind die Folge. Sie kehrt ins Elternhaus zurück. Ihre Eltern stehen ihr vorbildlich zur Seite ohne Vorwürfe und Schuldzuweisungen. Der fürsorgende Vater möchte seine Tochter nur verstehen. Ihre Mutter ist immer dagewesen, wenn sie gebraucht wurde. Die Eltern entwickeln sich zu Konstanten von Julies Leben. Später wird sie das alles dankbar registrieren.

Eine leichte Besserung tritt ein, als ein kleiner Hund, der Welpe Bunker, ins Haus kommt. Die junge Frau beginnt, die sie umgebende Wirklichkeit neu wahrzunehmen.

Es kommt im Lauf der Zeit zu einem innigen, leicht überzeichneten Verhältnis zwischen Frau und Hund. Auch beim Umzug in eine andere Stadt mit einer WG ist der Hund dabei. Sie übt es, Verantwortung zu übernehmen, was ihrem neuen Selbstverständnis zugute kommt. Erste kleine Zeichen einer anhaltenden Besserung stellen sich ein. In dieser WG begegnet ihr ein einführender Mann, der sie später heiratet. Seine stille, sich hingebende Nähe wird für die junge Frau zu einem weiteren Lebensanker. Die Hochzeit in einer kleinen Kirche besiegelt den Bund. Zu diesem Zeitpunkt ist ihr Hund – nach zwei vorausgegangenen Operationen – nicht mehr am Leben. Dem jungen Paar werden zwei Töchter geschenkt. So kehrt Julie Barton langsam ins Leben zurück. Und was bleibt von ihrer Depression? Die finsternen Gedanken kehren immer wieder zu ihr zurück. Sie nehmen aber nicht mehr den ganzen Lebensraum ein. Therapien, Medikamente und helfende Gespräche begleiten sie. Das neue Selbstwertgefühl ist im Wachsen.

Nun kann sie auch ihren Mann lieben. In großer Offenheit und bestechender Ehrlichkeit schildert Julie Barton die Stationen ihres Lebens.

„Wir sind Ruinen unserer Vergangenheit, Fragmente zerbrochener Hoffnungen, verronnener Lebenswünsche, verworfener Möglichkeiten, vertaner und verspielter Chancen. Wir sind Ruinen auf Grund unseres Versagens und unserer Schuld ebenso wie auf Grund zugefügter Verletzungen und erlittener und widerfahrterer Verluste und Niederlagen. Das ist der Schmerz des Fragments. Wir sind aber auch Fragment aus Zukunft. Sein Wesen ist Sehnsucht. Es ist auf Zukunft aus.“ (Aus: Henning Luther, Religion und Alltag)

Martin A. Bartholomäus

Marion Küstenmacher, Tilmann Haberer, Werner Tiki Küstenmacher: Gott 9.0, Wohin unsere Gesellschaft spirituell wachsen wird, Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2018 (Erstauflage 2010), 319 Seiten, 24,99 €

Sie können nicht mehr an diesen Gott glauben? – fühlen Sie sich nicht schuldig, sondern beglückwünschen Sie sich! Sie haben nicht den Glauben verloren, sondern Ihr Bewusstsein hat sich weiterentwickelt. Das Buch „Gott 9.0“ lädt Zweifler zur Reflexion des eigenen Glaubens ein.

Der provozierende Titel soll durchaus an die Entwicklung der Windows-Versionen erinnern. Es geht zwar nicht darum, dass Gott upgedatet wird, aber darum dass sich die Gottesvorstellung der Menschheit weiterentwickelt hat.

In neun Schritten vollzieht sich – so die Autoren – die religiöse Entwicklung eines Menschen. Sie beginnt mit dem elementaren Bedürfnis des

Essens und des Trinkens in der vertrauten Gruppe. Ein Kind „erobert sich“ die Umwelt, indem es sie sich versucht zu eigen zu machen, erlebt eine scheinbar magische Welt, numinos aufgeladen. Wenn biblische Helden für die Sache Gottes streiten, so entspricht das den Phantasien Heranwachsender. Wir erfassen immer komplexere Zusammenhänge in der Welt, entdecken Gesetzmäßigkeiten und Regel, auch im Umgang mit Gott. Unsere größer werdende Reflexionsfähigkeit ermöglicht es uns, uns von einem wörtlichen Verständnis der biblischen Erzählungen zu lösen und sie in ihrem spirituellen Gehalt zu erfassen.

Diese entwicklungspsychologische Einordnung wird auf die Entwicklung menschlicher Gemeinschaften bezogen; angefangen bei der steinzeitlichen Stammesgruppe über die ersten staatlichen Organisationsformen bis hin zu der Komplexität moderner Großstaaten.

Die These: Wir Menschen durchlaufen in der Entwicklung unseres geistigen Bewusstseins das menscheitsgeschichtlich Gewachsene.

Den Autoren gelingt es, auf diese Weise eine Reflexion des Glaubens und des Glaubenserlebens, das ganz frühe und elementares Gottesverständnis nicht als naiv entwertet, sondern würdigen kann. Ich verstehe besser, wie ganz elementare Empfindungen im Glauben – Gefühle aus früher Kindheit – und die Reflexion, zu der ich heute fähig bin, auf einander bezogen sind.

Mit anschaulichen Beispielen aus der Beratungspraxis gelingt es den Autoren, ein Handwerkszeug bereitzustellen. Gottesvorstellung aus Kindertagen, Fragen, die mich noch immer bewegen – ich kann sie auf den Bewusstseinsstand beziehen, den ich mittlerweile erlangt habe.

Das Buch ist zu empfehlen für alle, die mit Menschen im Gespräch sind, die sich und den eigenen Glauben verstehen wollen.

Martin Müller, Hof

Hinweis

Ausreichend pflegeversichert?

Liebe Kolleg*innen,

es ist äußerst ratsam, rechtzeitig eine private Pflegeversicherung zusätzlich zur Pflegepflichtversicherung abzuschließen. Tut man das nicht, hat man im Fall der Pflegebedürftigkeit sehr viel Geld für den Restbetrag aufzubringen, der nicht von der Pflegepflichtversicherung und Beihilfe abgedeckt wird (zusammen in der Regel nur die Hälfte der entstehenden Kosten). Die Bruderhilfe z. B. oder auch die private Krankenkasse, in der man versichert ist, bieten eine günstige private Pflegeversicherung an.

Walter Spörl, Pfr. i. R., Ansbach

Verlinkt

Wenn Sie die Vikariatsbedingungen deutscher Landeskirchen vergleichen möchten:

https://ivekd.de/wp-content/uploads/2019/01/Synopse_2019_01.

Und zur Mundart in der Kirche:
<https://akmink.elj.de/>

Begegnungsstätte Schloss Craheim

■ Aus der Enge in die Weite

Für Menschen, die den nächsten Schritt auf einem neuen Weg machen möchten..
11.-14.04.19

Leitung: Ehepaar Wick
Vollpension 136,50 € bis 184,50 € plus Kursgebühr pro Person 130 €

■ Tanzen für Paare II

Träumen mit den Füßen

Tango und Cha-Cha-Cha möchten Sie (auch) wieder mal auffrischen? Dann sind Sie hier genau richtig!
25.-28.04.19

Leitung: Ehepaar Hamann und Team
Vollpension 136,50 € bis 184,50 € plus Kursgebühr p. P. 130 €

■ Fotopraxis-Workshop

Von der Idee zum Bild

Begleitet von biblischen Impulsen
25.-28.04.19

Leitung: Markus Ackermann, Wolfgang Thönes, Ruben Sill
Vollpension von 136,50 € bis 184,50 € plus Kursgebühr 110 €

■ Die heilende Kraft der Vergebung entdecken

Grundverletzungen und beteiligten Personen auf die Spur kommen, Vergebung versuchen
09.-12.05.19

Leitung: Ehepaar Ranke
Vollpension von 136,50 € bis 184,50 € plus Kursgebühr 130 €

■ Feuer im Herzen

Wenn Gott unsere Ehe berührt

Thematische Impulse, Gespräch zu zweit, Gebetszeiten und kreative Aktionen.

09.-12.05.19

Leitung: Ehepaare Frank und Suckert
Vollpension 136,50 € bis 184,50 € plus Kursgebühr p.P. 130 €

■ Wanderwochenende für Frauen

Mit Gott unterwegs

Gemeinsam und mit Gott wollen wir die schöne Natur der Haßberge erforschen und genießen.

09.-12.05.19

Leitung: Rebekka Dorn, Mareike De-genhardt
Vollpension 136,50 € bis 184,50 € plus Kursgebühr 75 €

Anmeldung und Information:

Tel. 09724 910020
anmeldung@craheim.de
www.craheim.de

Communität Christusbruderschaft Selbitz

■ Zeit zum Atem holen und Kraft schöpfen

Oasentag für Mitarbeitende in geistlichen Berufen

Bitte Sonderprospekt anfordern
Für Pfarrer*innen, Priester, Gemeinde-, Pastoralreferent*innen, Diakon*innen
07.-08.04.19

Leitung: Susanne Grimmer, Pfrin. Sr. Anna-Maria a. d. Wiesche
(Förderung durch ELKB für Pfarrer*innen der Evang.-luth. Kirche in Bayern)

■ Seht, nun gehen wir hinauf nach Jerusalem....

Einzel-Exerzitien- ein Übungsweg

Für alle, die ihren Glauben vertiefen wollen.

08.-14.04.19

Leiterin: Sr. Barbara Müller,
Pfr. Michael Thein

Die endgültige Entscheidung über die Teilnahme ergibt sich erst nach der Beantwortung eines Fragebogens und gegebenenfalls einem Vorgespräch mit der Leiterin der Exerzitien. Bitte Sonderprospekt anfordern

■ Die Ehre Gottes ist der lebendige Mensch (Irenäus von Lyon)

Exerzitien mit Tanz

05.-12.05.19

Gesprächsbegleitung: Sr. Barbara Müller, Beate Thiessen, Sr. Sonja Böthig
Tanzanleitung: Sr. Sonja Böthig
Bitte Sonderprospekt anfordern

Anmeldungen bitte per E-Mail unter gaestehaus@christusbruderschaft.de oder schriftlich Communität Christusbruderschaft, Gästehaus Wildenberg 33, 95152 Selbitz

Diakonie- Gemeinschaft Puschendorf

■ Lobgesang und Anbetung

27.04.19

Lassen Sie sich durch Loblieder und Anbetung führen, und erleben Sie die Freude gemeinsamen Singens und Lobens!

Kursgebühr 12 €
incl. Nachmittagskaffee

■ Ungehobene Schätze der Bibel

01.-03.05.19

Übernachtung mit Vollpension: EZ 157,00€; DZ 140,00€ p. P. zzgl. Kursgebühr

Weitere Informationen und Anmeldung unter

info@dasgaestehaus-puschendorf.de
www.diakonie-puschendorf.org

EBZ Alexandersbad

■ Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein!

Seminar für ökumenisch Interessierte in Zusammenarbeit mit dem Ökumenereferat der Erzdiözese Bamberg

Wie kann es gelingen „ein Segen“ für uns und unsere Mitmenschen zu sein?
24.–26.05.19

Leitung: Pfr. Andreas Beneker und Josef Gründel, stv. Ökumenereferent der Erzdiözese Bamberg

Kosten: 99 EUR DZ

■ Mutig im Konflikt – Konflikte demokratisch und gewaltfrei gestalten

Konflikte gehören zum kirchlichen wie gesellschaftlichen Alltag. Der dreiteilige Kurs führt in Spiritualität, Haltung und Methode der Gewaltfreien Kommunikation ein.

08.–10.05.19

Leitung: Dr. Joachim Twisselmann und Prof. Dr. Gottfried Orth, TU Braunschweig

Kosten: 200 EUR EZ

■ „Wild und Frei“, Foto-Kreativ-Workshop mit Naturfotocamp

Das Naturfotocamp im Fichtelgebirge für interessierte Allwetterfotografen und Kreative.

12.–14.07.19

Leitung: Dr. Ferry Böhme, Fotograf, Fürstenfeldbruck

Kosten: 225 EUR EZ

Anmeldung und Information im EBZ Bad Alexandersbad, Tel. 09232/9939-0,

E-Mail: info@ebz-alexandersbad.de oder unter www.ebz-alexandersbad.de

EBZ Hesselberg

■ Biografiearbeit und Geographie: Zugehörigkeit, Heimat, Fernweh

Für Beruf oder Ehrenamt

12.–14.04.19

Leitung: Pfrin. Beatrix Kempe; Christian Hanser, MSc Erwachsenenbildung, Logotherapeut (DGLE)

■ Veeh-Harfen-Musik begeistert – über Generationen hinweg

Veeh-Harfen-Seminar für Großeltern und Enkel (von 6 bis 99)

Notenkenntnisse nicht erforderlich

25.–26.04.19

Leitung: Johanna Greulich, Ergotherapeutin, autorisierte Veeh-Partnerin; Ralf Richter, Co-Referent

■ Straße und Stille – Motorrad einmal anders – Touren und Meditation

Motorradfahren einmal anders, auch für Ungeübte

01.–05.05.19

Leitung: Pfarrer Bernd Reuther, Pfarrer an der Gustav-Adolf-Gedächtniskirche Nürnberg, Arbeitsgemeinschaft Motorrad-Evangelisch

■ Tanzseminar „Staunen“

„Sieh die Welt mit wachen Augen“ sagt Pierre Stutz. Tänze aus unterschiedlichen Kulturen, Texte und Geschichten werden die Teilnehmenden dabei begleiten.

03.–05.05.19

Leitung: Christine Anijs-Rupprecht, Sprachheil- und Tanzpädagogin

■ Sing-Lust: (Chor-)Singen für Geübte und Ungeübte

An diesem Wochenende gibt es Gelegenheit, die Möglichkeiten der eigenen Singstimme zu erleben, zu erweitern oder (wieder) zu entdecken.

17.–19.05.19

Leitung: Susanne Schrage, Stimm- und Atempädagogin, Kirchenmusikerin

■ Gesundheitstag für Frauen „kraftvoll & beweglich“

An diesem Tag sind Frauen eingeladen, ihren Körper neu oder wieder zu entdecken.

18.05.19

Leitung: Brigitte Goschenhofer, Physiotherapeutin

■ Wandern, Pilgern, Poesie

Auf dem ökumenischen Pilgerweg durch Altmühlfranken

Interessierte erwarten leichte und genussvolle Wanderungen (10 bis 12 km/Tag) in landschaftlich reizvoller Umgebung mit Pausen, Textbetrachtungen und meditativen Übungen. Sie wandern durch Altmühlfranken zwischen Suffersheim und Heidenheim. Bei den Wanderungen kommen die Teilnehmenden zur Ruhe und machen spirituelle Erfahrungen.

23.–26.05.19

Leitung: Werner Hajek; Dr. Christine Marx

■ Frauenseminar „Entdecke die Gelassenheit“

Häufig klagen Frauen, sie seien erschöpft, ausgebrannt und leer. Die Teilnehmerinnen bekommen Tipps und Anregungen, die ihnen im Alltag nützlich sein können. Durch den Seminartag begleiten kurze Vorträge, Gespräche, Entspannungstechniken und geführte Meditationen.

25.05.19

Leitung: Erika Vorlauffer, Heilpraktikerin für Psychotherapie

Anmeldung und Information:

Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg,
Hesselbergstr. 26, 91726 Gerolfingen;
Tel. 09854 10-0; Fax 09854 10-50;
info@ebz-hesselberg.de;
www.ebz-hesselberg.de

Geistliches Zentrum Schwanberg

■ Mit Elia unterwegs in den Höhen und Tiefen des Lebens – Exerzitien mit Bibliolog

Exerzitienwoche mit durchgehendem
Schweigen (ausgenommen die Zeit
des Bibliologs in der Gruppe) und die
Gebetszeiten und Gottesdienste der
Communität).

29.04.–05.05.19

Leitung Edeltraud Schramm
Sr. Christina Simona Güller CCR

Kursgebühr 190 €
Unterkunft und Verpflegung 401 €

■ Mystik und Widerstand – Frie- densmeditation zu Kurt Marti

10.–12.05.19

Leitung Dr. Thomas Wagner

Kursgebühr 135 €
Unterkunft und Verpflegung 142 €

■ Kränkungen – Katastrophen – Kreativität

Bibliodrama zur Geschichte des Lazarus

17.–19.05.19

Leitung Sabine Gather-Neitzel

Kursgebühr 135 €
Unterkunft und Verpflegung 157 €

■ Die Seele im Spiegel der Schöp- fung – Einführung in Naturexerzitien auf dem Schwanberg

Zum Kurs gehören das praktische Ken-
nenlernen naturspirituelle Übungs-
wege wie das „Medizinwandern“ oder
„die Visionssuche“ und der intensive
Austausch darüber. Wanderausrüs-
tung nötig (feste Schuhe, Trinkgefäß
...)

24.–26.05.19

Leitung Oliver Behrendt

Kursgebühr 140 €
Unterkunft und Verpflegung 142 €

Nähere Informationen zu den Kursen:
Sr. Anke Sophia Schmidt CCR,
Tel. 09323 32-184
bildungsreferentin@schwanberg.de
Anmeldung unter:
Geistliches Zentrum Schwanberg
Rezeption
97348 Rödelsee
Tel.: 09323 32-128
rezeption@schwanberg.de
www.schwanberg.de

Studienzentrum Josefstal

■ Stairway to Heaven – Existenziel- le Fragestellungen in der Arbeit mit Niedrigseilelementen

10.–12.05.19

An und mit den Niedrigseilelemen-
ten auf unserem Gelände erarbeiten
wir gemeinsam die Verbindung von
erlebnispädagogischem Arbeiten und
spirituellen Bezügen im jeweiligen Ar-
beitskontext.

Leitung: Anette Daublebsky von Eich-
hain

■ Mut zum Frieden – Ansätze und Methoden für Friedensbildung mit Jugendlichen

03.–05.06.19

In Kooperation mit der Arbeitsstelle
kokon der ELKB

Mit vielfältigen Methoden und (Rol-
len-)Spielen rund um die Themen Ge-
waltprävention, Zivilcourage, Konflikt
und Frieden wird praktisch erfahrbar,
wie Frieden mit sich selbst, mit den
Mitmenschen und in der Welt möglich
wird.

Leitung: Dr. Julika Bake und Pfarrer
Martin Tontsch

■ Bibliolog–Grundkurse ...weil jede*r etwas zu sagen hat

12.–16.08.19 und
07.–11.10.19

Wie wird die Bibel lebendig?
Der Bibliolog ermuntert zum Dialog
zwischen Bibel und Leben.
Leitung: Rainer Brandt, Gerborg Dre-
scher, Andrea Felsenstein-Roßberg,
Jens Uhlendorf

■ Bibliolog–Aufbaukurse ...weil jede*r etwas zu sagen hat

Voraussetzung zur Teilnahme an einem
Aufbaukurs ist ein abgeschlossener
Grundkurs.

„Bibliolog mit nicht-narrativen Texten“
30.09.–02.10.19

Leitung: Rainer Brandt und Jens Uh-
lendorf

Weitere Informationen und Anmel-
dung:

Studienzentrum für evangelische Ju-
gendarbeit in Josefstal e.V.
Aurachstr. 5; 83727 Schliersee
Tel.: 08026 9756-24 (Frau Hirsch)
E-Mail: studienzentrum@josefstal.de
Internet : www.josefstal.de

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

■ Letzte Meldung

Kleinodien der Baukunst findet man immer wieder, so z. B. die abgebildete Kapelle aus der Rokokozeit, die vor einigen Jahren den evangelischen Christen in Wettstetten bei Ingolstadt zur Verfügung gestellt wurde. Leider ist die St.-Jakobs-Kapelle nur sonntags geöffnet. Auf Anfrage organisiert der Schriftleiter auch Besichtigungen am Werktag. (Tel. 0162 8462658)



Foto: privat

Impressum

Schriftleitung: Dr. Christian Weitnauer (v. i. S. d. P.),
Neidertshofener Str. 14, 85049 Ingolstadt, Tel.: 0162 8462658
Mail: christianweitnauer@gmx.de
in Gemeinschaft mit Karin Deter (Nürnberg), Marita Schiewe (Fürth),
Martin Müller (Hof), Monika Siebert-Vogt (Schwanstetten), Silvia
Wagner (Nürnberg)
Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben ausschließlich persönliche Meinungen wieder, nicht die Meinung der Redaktion.
Für Leserbriefe ist die Redaktion dankbar, ohne den Abdruck zu garantieren.
Erscheint 11mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang. Den Text (ohne „Freud & Leid“) finden Sie auch auf der Internetseite www.pfarrverein-bayern.de

Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck:

Schneider Druck GmbH, Erlbacher Straße 102-104, 91541 Rothenburg
o. d. T., Tel. 09861 400-135, Fax 09861 400-139
Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 5,00 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den
Herausgeber: Pfarrer- und Pfarrerrinnenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e. V., Corinna Hektor
Geschäftsstelle:
Friedrich-List-Str. 5, 86153 Augsburg
Tel. 0821 569748-10, Fax: -11
info@pfarrverein.de
www.pfarrverein-bayern.de